This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

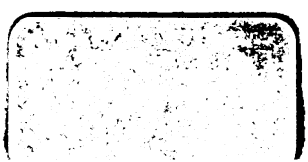
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575552 4



Mandaras'

Wanderungen

von

[illegible]

[illegible] Ausgabe

Alle Rechte vorbehalten

[illegible]

Leipzig, [illegible]

1906

...STAV SCHOLER, M. D.
...UMMIT TERRACE, N. Y.

Aufforderung.

Gustav von Struve, der bekannte Freiheitskämpfer von 1848, diente während des Secessionskrieges im 8. New Yorker Freiwilligen-Regiment, brachte es bis zum Hauptmann und wurde 1862 in der Schlacht von Groß Kehs schwer verwundet. Meine Schwester und ich, seine beiden Töchter, können mit Erfolg beim Militärpensionsfonds Ansprüche geltend machen, wenn mindestens zwei Zeugen bekunden, daß sie unseren Vater gekannt haben, während er der Union Kriegsdienste leistete. Solche Zeugen werden freundlichst gebeten, mir ihre Adresse zu übermitteln. D. v. Struve, Leipzig-Lindenau, Karl Heine Str. 66, II., Deutschland.

Auskunft, die im Interesse einer guten Sache schnellstens erwünscht ist, nimmt auch Wilhelm Peter, Wm. Peter Brewing Co., Union Hill, New Jersey, entgegen. 25.*

N.Y. Sts Ztg May. 25. 1911

NGL

Dr. Gustav Scholler mit freundl. Gruss von Dandelfeld v. Struve

12. 6. 11.

Mandaras'

Wanderungen

von

Gustav v. Struve.

Dritte Ausgabe.

Preis Mk. 1,80.

Einzige Bezugsquelle durch
D. v. Struve
Leipzig, ~~Sophienstraße 21.~~ Karl Heinr. Str.
1906.

6.6.11

1. Fiction Germ.

Widmung.

Die Erscheinung kann sich ändern,
Doch des Herzens Tiefe nicht.
G. v. Struve.

In unserer Zeit beschäftigt man sich soviel mit sozialen Fragen der verschiedensten Art und von den verschiedensten Standpunkten aus, und da ist es wohl auch angebracht, zuweilen einem Akkord aus entschwundenen Tagen zu lauschen.

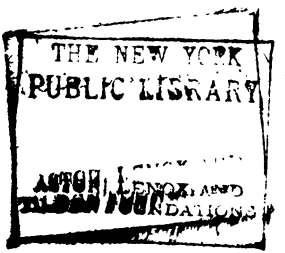
Der alte Stil, die alten Moden, das alte Lied, sie besitzen ihre alte Kraft. So trete denn dieses alte, von dauernder Wahrheit, Liebe und Reinheit durchdrungene Werkchen einmal wieder aus seinem Versteck heraus und hinaus in den tausendfach dröhnenden Mißklang, und wecke hier und dort einen Geist zu tieferem Denken, und festige hier und dort einen Wankelmütigen.

Mandaras wandere, wandere, wandere und schaffe auf deinen Wanderungen in Vielen eine Umwandlung.

Damajanti.

Erste Abteilung.

Die Prüfung.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Mandaras.
(G. v. Struve)

Erstes Kapitel.

ell bestrahlte die aufgehende Sonne Lefkheims Stadt und Hafen. Die Ruhe des Meeres, die Reinheit der Luft verkündeten einen schönen Tag. Auf den Schiffen fingen die Matrosen schon an, sich hin und her zu bewegen und ihre Morgenlieder zu singen. An der Küste war alles noch still, und niemand zu erblicken. Nur zwei Ordensgeistliche gingen, wie es schien, um sich zu erwärmen, mit starken Schritten in der Nähe eines Christusbildes auf und ab. Nicht fern mehr vom Lande zeigte sich ein Schiff, das durch Signale Lotsen an Bord verlangte. Bald hatten es diese in den Hafen gebracht, den die Mannschaft durch jubelnden Zuruf begrüßte. Schnell waren die Passagiere an's Land gesprungen, sich freuend, das Ziel ihrer Reise glücklich erreicht zu haben, die feste Erde wieder unter sich zu fühlen.

Aufmerksam betrachteten die beiden Geistlichen, welche sich, nachdem das Schiff gelandet, neben dem Christusbilde am Strande aufgestellt hatten, das bunte Gewühl der Reisenden. Alle mußten auf

ihrem Wege zur Stadt an ihnen vorüberziehen. Die meisten warfen sich, als sie zu dem Kreuze gelangt waren, davor nieder, um Gott für ihre Erhaltung zu danken, die übrigen grüßten wenigstens erfurchtsvoll das steinerne Bild und die beiden Mönche an dessen Seite.

Nur ein Jüngling von fremdartigem Aussehen blieb vor dem Kreuze stehen, ohne sein Haupt zu entblößen oder sein Knie zu beugen, betrachtete abwechslungsweise die knieenden und sich verbeugenden Menschen und das Christusbild, und schien sich über dieses und jene zu verwundern. Doch bald richtete er den Blick von den ihn umgebenden Menschen und dem Bilde ab, der aufgehenden Sonne zu, erhob gefaltet seine Hände zum Himmel, ließ sie aber wieder fallen, als Menschen sich ihm näherten, fuhr rasch, als wollte er seine Tränen verbergen, mit den Händen über Stirn und Augen, wandte sich gegen den Mann, der sein Gepäck trug und gab ihm ein Zeichen zu gehen.

Unterdessen hatten die beiden Geistlichen, die am Christusbilde Wache hielten, den Jüngling mit forschenden Augen betrachtet. Der hohe, schlanke Wuchs seines Körpers, die edlen Züge seines, ein regelmäßiges Oval bildenden Gesichts, der ernste, aber gefühlvolle Ausdruck seines blauen Auges, die Fülle seiner in glänzend blonden Locken um seinen unbe-

deckten Hals ſpielenden Haupthaare ließen in ihm nichts gemeines vermuten. Eine Feder fremder Art, welche ſeinen Hut ſchmückte, ein wunderbar geflochtener Gürtel, welcher ſeinen Leib umſchloß, ſein Benehmen, der andächtigen Menge und dem Chriſtusbilde gegenüber, verrieten in ihm den Ausländer, vielleicht den Nicht-Europäer. Es näherte ſich ihm daher der eine der beiden Geiſtlichen, grüßte ihn und redete ihn in italieniſcher Sprache an. Der Jüngling erwiderte freundlich den Gruß, gab jedoch durch eine Bewegung des Kopfes und der rechten Hand zu erkennen, daß er den Sprechenden nicht verſtehe, worauf dieſer in deutſcher Sprache die Worte an ihn richtete: „Ob er nicht wiſſe, daß es hier zu Lande Sitte ſei, vor Chriſtusbildern ſich zu verneigen?“ Der Jüngling erwiderte in gleicher Sprache, allein den Nicht-Deutſchen verratend: „Er kenne die Sitten dieſes Landes nicht, weil er weit her aus Oſten komme; in ſeinem Lande ſei es nicht üblich, vor B i l d e r n ſich zu verneigen.“ Mit dieſen Worten grüßte er leicht den Geiſtlichen, gab ſeinem Laſtträger von neuem einen Wink und ging ſeines Weges.

Der Kleriker ſchien mit dieſer Antwort nicht zufrieden zu ſein, aber noch weniger mit dem raſchen Weggehen deſſen, der ſie gegeben hatte. Er wandte ſich daher an eine ältliche Frau, welche mit dem-

ſelben Schiffe angekommen war, und eben von ihrem Gebete aufſtand, um ſich bei ihr nach dem trotzigen jungen Manne zu erkundigen. Dieſe erwiderte ihm jedoch, „ſie kenne deſſen Verhältniſſe nicht näher; allein ſo viel wiſſe ſie gewiß, daß es kein Chriſt ſei, denn er habe auf der ganzen Reiſe, auch bei den größten Stürmen, nie ein „ave Maria“, oder ein „Vater unſer“ gebetet, und wenn ſie ihm die Worte Chriſtus, Mutter Gottes, und die Namen von Heiligen genannt, habe er immer ganz fremdartig den Kopf geſchüttelt. Sie glaube vielmehr, es ſei ein Heide oder gar ein Feueranbeter, denn oft habe ſie geſehen, wie er des Morgens beim Aufgange der Sonne, und des Nachts beim Glanze der Sterne, wenn er alle Übrigen ſchlafend geglaubt, nach jener und dieſen ſeine Arme ausgeſtreckt, ſehr bewegt zu ſein geſchienen, und ſelbſt bisweilen Tränen vergoſſen habe. Weitere Auskunft werde ihm vielleicht der eben herbeikommende Schiffskapitän geben können. Aber auch dieſer erklärte auf Befragen, „er wiſſe weiter nichts von dem jungen Manne, als daß er ihn zu Gibraltar in ſein Schiff aufgenommen, daß ſich derſelbe eine Verköſtigung ohne alle Fleiſchſpeiſen ausbedungen, und auch wirklich auf der ganzen Reiſe keine ſolchen, nicht einmal von Fiſchen oder Vögeln genoſſen habe.“

Der Geiſtliche ſchüttelte verwundert den Kopf.

Die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen ſchien ihm auf einen Indier, und zwar von der Kaſte der Brahminen zu deuten. Allein die weiße Geſichtsfarbe des Jünglings ſprach, wie ihm deuchte, gegen dieſe Vermutung. Das Ausſtrecken der Arme nach der Sonne und den Sternen ſchien ihm jedoch nicht notwendig, wie die erzählende Frau glaubte, einen Feueranbeter zu verraten, wenigſtens mannigfacher Auslegung fähig zu ſein. Er beſchloß indeß den Glaubenszuſtand des Jünglings näher zu unterſuchen; und um ſich zu dieſem Behufe einen Gehilfen zu erwerben, ging er augenblicklich zu ſeinem Brudergeiſtlichen an das bereits mehr genannte Chriſtusbild zurück und erzählte ihm, was er über den jungen Fremden erfahren hatte. Auch dieſem, (den wir künftig Xaver, und deſſen Gefährten Antonio nennen wollen) war der Jüngling nicht unbemerkt geblieben. „Xaver," begann Antonio die Rede, „mir ſcheint, es bietet ſich uns die Gelegenheit, zu der Kirche und unſerer eigenen Ehre ein gutes Werk zu vollführen. Haſt du den Jüngling nicht geſehen, der an dem Chriſtusbilde ohne zu grüßen vorüberging, und der ſelbſt auf meine Ermahnung ſich davor nicht verbeugte? Dieſer ſoll noch nicht Chriſt, nicht einmal ein ketzeriſcher, ſondern noch Heide ſein. Wir werden daher wohl kein ſchweres Werk haben, ihn zu bekehren, und da ſein

Äußeres viel verſprechend iſt, ſo wird der Ruhm, den wir uns erwerben können, um ſo größer ſein."

„Dieſes Werk," erwiderte Antonio, „deucht mir nicht ſo leicht zu ſein als dir. Vor allem iſt es erforderlich, nähere Erkundigungen über unſern Katechumenen einzuziehen."

Trotz aller Mühe, die ſich die beiden Geiſtlichen gaben, konnten ſie nichts erfahren, als daß der fremde Jüngling dem Schiffskapitän doppeltes Koſtgeld bezahlt habe, ungeachtet er nur eine halbe Portion zu ſich genommen, daß er beim Ausſteigen aus dem Schiffe die Matroſen reichlich beſchenkt und ſchon unterwegs gegen mehrere mitreiſende ärmere Leute ſich ſehr freigebig erwieſen habe, daß es aber deſſen ungeachtet mit ſeiner Religion eine ſeltſame Bewandtnis zu haben ſcheine.

Zweites Kapitel

enn ich mich nicht irre, so wünscht auch der geneigte Leser nicht minder als der im vorigen Kapitel erwähnten Herrschaften einige Aufklärung über den jungen Herrn mit der Feder auf dem Hute und dem Gürtel um den Leib, obgleich, wie ich hoffe, aus anderen Gründen, als jene. Um diesem Wunsche Genüge zu leisten, teile ich einige Stellen seines Reise-Tagebuchs, und zwei von ihm geschriebene Briefe mit, welche ich wörtlich folgen lassen werde, und zwar für's erste die Tagebuchsstellen:

Lebe wohl, Urwasi, du Geliebte meiner Seele, lebe wohl, du strenger väterlicher Freund, lebe wohl Schwester! mein tief beklommenes Herz sagt mir: ihr seid mir ferne. Schon trennen mich von euch des Himalaja's Riesenmassen. Lebet wohl, lebet wohl! wann seh' ich wohl euch wieder?

Die Ufer sind verschwunden. Vergebens richte ich meine Blicke dem Osten zu. Auch

die Berge, an deren Fuß du wandelſt, kann mein Auge längſt nicht mehr erreichen. So bin ich denn wirklich ganz allein, getrennt von allem, was mir teuer iſt? Und jede Minute entfernt mich unerbittlich weiter von der Geliebten, dem väterlichen Freunde und der Schweſter? und führt mich immer näher einer Welt, die mir zuwieder iſt? Unwillkürlich ſtrecke ich meine Arme nach den Tälern aus, die ich verlaſſen, wer weiß, auf wie lange Zeit? Laut möchte ich weinen, ganz meinem Schmerze mich hingeben; doch das Schiffsvolk, das mich umgibt, würde meiner ſpotten. Mit Mühe unterdrücke ich die Bewegung meiner Seele, ſo lange Menſchen um mich ſind. Wenn aber der Drang des Herzens zu mächtig wird, ſo verſchließe ich mich in meine ſtille Kajüte und laſſe meinen Tränen freien Lauf. O, ich möchte klagen, und klagen und nicht aufhören zu klagen. Was iſt das Leben, wenn, was wir lieben, fern von uns iſt? wenn wir das Gefühl, das mächtig unſer Inneres durchbebt, in den Wänden unſers Herzens verſchloſſen halten müſſen, kein Zeichen der Liebe empfangen und keines verleihen dürfen? Doch mit freudigem Herzen wollte ich dieſes, und noch mehr ertragen, ſähe ich nur das Ende meines Schmerzes

wüßte ich den Tag, und wäre er auch noch weit entfernt, an welchem ich mein Schweigen brechen und dir, Urwaſi, ſagen dürfte, wie unausſprechlich ich dich liebe! Aber ſo auf eine Hoffnung ohne alle Grenzen verwieſen zu ſein, müßte zur Verzweiflung führen, wenn nicht der Glaube an den ewigen Lenker des Weltenlaufs den armen Menſchen aufrecht erhielte. Dieſem Glauben will ich mich immer inniger ergeben. O Vater im Himmel, du kannſt ja über deine Kinder nichts verhängen, was nicht zu ihrem Wohle führt! Drum will ich der Flut meiner Tränen gebieten, will mich ermannen, will mich entwinden dem Schmerz, der meine Bruſt zu erdrücken droht.

Die Winde blähen des Schiffes Segel, ſie führen mich weit, weit von dir fort. Ach! Urwaſi, gedenkſt du auch meiner, wie ich deiner gedenke? Des Morgens, wenn die Sonne am Ende des Horizonts aus dem Meere taucht, denke ich, jetzt erhebſt auch du dich, und begießeſt die Blumen, die deinen Garten zieren. Des Mittags, wenn die Sonne ſenkrechte Strahlen brennend auf unſern Scheitel ſendet, ſehe ich dich im Schatten deiner Lieblingsplatane ruhen; des Abends, wenn die

Dämmerung beginnt, höre ich die Glocken deiner Ziegen, die du nach Hauſe treibſt, und wenn des Nachts der Himmel in ſeinem Sternenglanze das Herz mit höherm Ernſte erfüllt, entziehe ich dem Schlafe ſeine Stunden, und weihe ſie dem Andenken an die ſchöneren Zeiten, in welchen nur wenige Schritte unſere Wohnungen trennten. Dann ſehe ich dich mit Tränen in den Augen vor mir ſtehen und höre dich erzählen von den Gefahren, die das Leben deines kranken Bruders bedrohen, teile deine Schmerzen über deſſen Tod, wie du meine Schmerzen über den Tod meines Vaters teilteſt. Der Sternenhimmel verſchwindet, nur dein geliebtes Bild ſtrahlt mir entgegen. Ich ſpringe auf, um deine Hand zu ergreifen — doch ach! es endet die Täuſchung, ich ſehe wieder das Himmelszelt, höre wieder das Rauſchen der Wellen, und fühle, daß ich einſam bin.

Wenn des Meeres Stürme toben, und der ernſte Blick des Steuermann's Gefahr verkündet, dann atme ich freier und freudiger. Ich ſehe, wie die Wogen ſich heben und ſenken, blicke hinaus in die unendliche See, horche auf das Heulen der Winde und das Rauſchen der Wellen, kann es nicht denken, daß unſer kleines

Schiff der Wut der beiden Elemente widerstehen werde, glaube dich an meiner Seite, will Dich umklammern, daß nur der Tod uns trenne, doch — ach! Du bist ferne. Aber ich halte die Erinnerung an dich fest. Vielleicht, daß auch deine Seele mit mir beschäftigt ist, daß sie ahnungsvoll die Gefahr erkennt, in der ich schwebe, und sich im Gebete für meine Rettung zu unserm Vater im Himmel erhebe. O, dann schwingt sich auch meine Seele in höhere Sphären, ich vergesse den Sturm, der um mich tobt, und bitte Gott, daß er uns bald vereinige.

Schnell schwinden die Tage bei angestrengter Tätigkeit. Schon sind viele Wochen vergangen, seit ich auf der See dahin schwimme. Mit aller Kraft, deren ich fähig bin, suche ich die Sprache des Landes zu erlernen, das ich betreten soll. Ach! wenn es mir gelingt, ihrer mächtig zu sein, ehe ich die deutsche Küste erreiche, so ist ja die erste Bedingung unserer Vereinigung gelöst. In gleichem Maße, als ich mich von dir, meiner Geliebten, entferne, nähert sich mir die Hoffnung, dich zu erringen

Erinnerungen aus meiner Kinderzeit.

Drei und zwanzig Lenze haben ihre Blüten abgeworfen, ſeit das Tal Suti mich in ſeiner Mitte erſtehen ſah. Mild wie die Sonne, die unſere Anhöhen beſtrahlt, ſanft wie die Winde, die uns Kühlung zuwehen, doch auch kräftig wie die Ströme, welche unſeren Bergen entquellen, waren die Lehren, unter denen wir uns bildeten. Was da lebte, was ſich bewegte, war uns befreundet. Jede Stelle, die uns zum Ernſt ermahnte, war uns Stätte der Belehrung des Gebets. Jeder Augenblick geiſtiger Erhebung war dazu auserkoren. Wer es gut mit uns meinte, war unſer Lehrer, und wer uns belehrte, den liebten wir. Schnell enteilten uns ſo unter Spiel und Ernſt, doch frei von Schmerz und Sorge, die Jahre der Kindheit.

Drittes Kapitel.

ie im vorigen Kapitel erwähnten Briefe des jungen Indiers sind folgende:

Teurer Vater! Mit Recht nenne ich dich so, denn du bist der Vater meiner Geliebten, denn ich habe dir alle Rechte eines Vaters eingeräumt, wie du alle Pflichten eines solchen gegen mich erfüllst; und du bist mir teuer, o! unendlich teuer, trotz der schweren Prüfungen, die du mir auferlegt hast. Denn ich weiß es und fühle es, daß keine andere Rücksicht als diejenige für mein und deiner Tochter Wohl dich leitet.

Die ernste Beschäftigung, die du mir zur Pflicht gemacht hast, war mir bisher die treueste Reisegefährtin, und wird es mir bleiben. Du siehst, ich schreibe dir in der Sprache des Landes, das ich bereisen soll; und noch habe ich es nicht betreten, obgleich es jetzt vor meinen Augen liegt, und es mich ohne Zweifel noch heute aufnehmen wird.

Jetzt, da unermeßliche Meere uns trennen, da mehr als ein Jahr vergeht, bis ich auf meine Briefe aus dem Heimatlande Antwort erhalten kann, jetzt, da ich auch die erste deiner Aufgaben erfüllt habe, erlaube mir, daß ich deiner Tochter mein Herz eröffne. Denke der Zweifel, die in mir entstehen müssen! Niemals sagte ich meiner Urwasi, daß ich sie liebe, ja gerade um das Feuer zu verbergen, das in meinem Innern wohnte, sagte und tat ich manches, was sie als Beweis von Gleichgültigkeit oder selbst als eine Verletzung betrachten konnte. Wenn sie nun meine Seele nicht erkannt hätte (und wie sollte sie es, bei meinem immerwährenden Schweigen?) wenn sie Hand und Herz einem andern Manne schenkte? — Freilich auch dann würde ich nicht aufhören, sie zu lieben, wie die erste Freundin meiner Seele, meinen Schutzgeist, das Bild der Tugend und der Sittsamkeit. Aber gräßlich wäre es doch, das ganze Leben einsam hinbringen zu müssen. Und Verrat an allem, was heilig ist, und ach! wäre mir Unmöglichkeit, mich einem andern Wesen wieder zu nähern. Allen meinen Gefühlen, der ganzen Art und Weise meines Seins hat deine Tochter die Richtung vorgezeichnet. Denke ich an kind-

liche Liebe, ſo liebe ich Urwaſi ihrem Eltern gegenüber, denke ich an Frömmigkeit, ſo ſteht ſie betend vor meinen Augen, richte ich mein Blick in die Vergangenheit und auf die Gräber mancher meiner Lieben, ſo liebe ich ſie ihre Tränen mit den meinigen vermiſchend. —

Fordere von dem Menſchen nicht mehr, als er zu leiſten vermag! Ach! es iſt ja nicht viel, was ich mir von dir erbitte. Nur die Gewißheit wünſchte ich zu gewinnen, daß Urwaſi ſich in mir nicht täuſche; und die Hoffnung, von ihr aus der Ferne zu hören, daß ſie mich erkannt habe, wie ich ſie, die geliebten Züge ihrer Hand als Boten ihres Herzens zu ſehen, und an ihrem Anblick mich zu erfreuen, da Urwaſi ſelbſt fern von mir iſt. Dieſen Troſt verſage mir nicht! — Eine kalte, fühlloſe Welt wird mich umgeben; einſam werde ich mich durch ſie bewegen. Iſt mir nicht alles fremd unter dieſen Menſchen, in dieſen Ländern? Ach, ich ſehe es voraus, vielfach wird mein Herz verwundet werden, oft wird es mir ſchaudern vor dem Treiben dieſer, wie ſie ſich nennen, gebildeten Völker. Unwillkürlich werden ſich meine Blicke nach dem Heimatslande richten. Aber wenn ſie auch dort nicht mit ruhiger Freudigkeit verweilen

können, wo soll ich mich dann hinwenden, um nicht im Schmerze zu vergehen? Freudig will ich ja Allem Folge leisten, was du über mich beschließest, will ruhig prüfen, was in dem neuen Lande mir begegnen wird, eifrig streben, alles Wahre, Schöne und Gute, das dort sich finden soll, zu ergründen und in mich aufzunehmen. Nur die eine Bitte gewähre mir: übergib den Brief, den ich dir hier anvertraue, deiner Tochter!

Lebe wohl!

dein treuer Sohn
Mandaras.

Urwasi! Meere trennen mich von dir, Monde sind verflossen, seit ich dich nicht mehr sah, nicht mehr von dir höre. Aber dein Bild verläßt mich nicht, im Geiste warst du mir stets gegenwärtig. Du bist das Licht, das mir die ganze Welt mit freudiger Herrlichkeit bestrahlt. Du bist das hohe Ziel, nach welchem meine Seele strebt, das mein ganzes Wesen in kräftiger Bewegung hält.

Seit langer, langer Zeit verehre ich dich in der Stille meines Herzens, so sehr ich mich auch bemühte, dir den Drang meiner Seele

zu verbergen. Schon lange, ehe ich unſer ſchönes Vaterland verließ, habe ich, den Geſetzen unſers Tales folgend, deinem Vater meine Gefühle offenbart. Allein er ſagte mir mit der väterlichen Milde, die ihn nie verläßt: „mein Sohn, du biſt noch jung. Es fehlt dir die ruhige Haltung des Mannes, und ehe du dieſe gewonnen haſt, darfſt du keine Schritte für das ganze Leben tun, darfſt du kein anderes Weſen für das ganze Leben an dich feſſeln. Beruhige dein Inneres, beherrſche deſſen Regungen! Mein Auge wird dir folgen. Sobald ich erkenne, daß du männliche Ruhe beſitzeſt, werde ich die Siegel löſen, mit welchen ich jetzt noch deine Lippen ſchließe.“ So gebunden lebte ich von der Zeit des Frühlingsfeſtes an bis zu unſerer Trennung. Jeden Tag hätte ich dich um Erhörung meiner Liebe anflehen mögen, doch das durch unſere Geſetze geheiligte Gebot deines Vaters erfüllte mich mit einer Scheu, die mir nicht erlaubte, mich dir ungezwungen zu nähern. Mein ganzes Weſen lag mit ſich ſelbſt im Kampfe. Ich wollte ruhig ſein und ſcheinen, und vermocht' es nicht. Bald meine Gefühle verratend, bald und noch häufiger aus Furcht ſie zu verraten, dich verletzend, verfloſſen meine Tage. Dieſes entging dem Blicke deines Vaters

nicht. Er ſtellte mir vor, daß das einzige Mittel, meine Seele in das rechte Gleichgewicht zu bringen, Entfernung von dir ſei. Von ſeinen Gründen und ſeinem väterlichen Anſehen überwunden, verließ ich das Heimatland, um in der Ferne dich zu erringen. Doch dieſe Entfernung iſt ſchwer zu ertragen. Früher ſah ich doch dein klares Auge, und durch ſeinen Spiegel in deine reine Seele. Jetzt aber iſt mir nur die Erinnerung und einige Hoffnung geblieben. Nimm mir dieſe nicht! zerſtöre mir nicht Lebensfreude und Lebensmut. Du biſt es ja, die mir alles dieſes gibt. Der Gedanke an dich allein hält mich aufrecht im Sturme des Lebens, gibt mir die Kraft, weit von dem Vaterlande, unter kalten, fremden Menſchen nach dem Beſſern zu ſtreben. Was ich bin und was ich habe, ergebe ich dir. Verſtoße mich nicht! O, ich will ja gut ſein und ſanft und ruhig, durch keine Härten dich mehr verletzen und betrüben. Ich darf ja nun frei zu dir ſprechen, brauche nicht mehr ängſtlich jedes Wort, jedes Zeichen, das mir entfliehen könnte, zu bewachen. In deiner Hand ruht meine Zukunft. Beſtimme ſie!

Mandaras.

Viertes Kapitel.

us den eben mitgeteilten Tagebuchs-Bruchstücken und Briefen wird der geneigte Leſer über die Vergangenheit unſers jungen Indiers, den wir jetzt mit gutem Rechte Mandaras nennen können, einige Aufklärung geſchöpft haben. Xaver und Antonio würden Demjenigen ſehr dankbar geweſen ſein, welcher ſie ihnen verſchafft hätte. Allein alles dieſes war ihnen unbekannt, ſie wußten weiter nichts von dem fremden Jünglinge, als was das erſte Kapitel meldet, und ſahen keinen andern Weg, um ſich über denſelben zu unterrichten, als ſich unmittelbar an ihn zu wenden, was denn auch der eine der Geiſtlichen, Antonio, ungeſäumt tat.

Über den Beſuch, welchen dieſer dem zu Bekehrenden abſtattete, und ſeine nächſten Folgen erteilt ein Brief Mandaras' an den Vater ſeiner Urwaſi ausführlichen Aufſchluß. Es iſt folgender:

Erinnerungen aus meiner Kinderzeit.

Drei und zwanzig Lenze haben ihre Blüten abgeworfen, ſeit das Tal Suti mich in ſeiner Mitte erſtehen ſah. Mild wie die Sonne, die unſere Anhöhen beſtrahlt, ſanft wie die Winde, die uns Kühlung zuwehen, doch auch kräftig wie die Ströme, welche unſeren Bergen entquellen, waren die Lehren, unter denen wir uns bildeten. Was da lebte, was ſich bewegte, war uns befreundet. Jede Stelle, die uns zum Ernſt ermahnte, war uns Stätte der Belehrung des Gebets. Jeder Augenblick geiſtiger Erhebung war dazu auserkoren. Wer es gut mit uns meinte, war unſer Lehrer, und wer uns belehrte, den liebten wir. Schnell enteilten uns ſo unter Spiel und Ernſt, doch frei von Schmerz und Sorge, die Jahre der Kindheit.

Drittes Kapitel.

ie im vorigen Kapitel erwähnten Briefe des jungen Indiers ſind folgende:

Teurer Vater! Mit Recht nenne ich dich ſo, denn du biſt der Vater meiner Geliebten, denn ich habe dir alle Rechte eines Vaters eingeräumt, wie du alle Pflichten eines ſolchen gegen mich erfüllſt; und du biſt mir teuer, o! unendlich teuer, trotz der ſchweren Prüfungen, die du mir auferlegt haſt. Denn ich weiß es und fühle es, daß keine andere Rückſicht als diejenige für mein und deiner Tochter Wohl dich leitet.

Die ernſte Beſchäftigung, die du mir zur Pflicht gemacht haſt, war mir bisher die treueſte Reiſegefährtin, und wird es mir bleiben. Du ſiehſt, ich ſchreibe dir in der Sprache des Landes, das ich bereiſen ſoll; und noch habe ich es nicht betreten, obgleich es jetzt vor meinen Augen liegt, und es mich ohne Zweifel noch heute aufnehmen wird.

Jetzt, da unermeßliche Meere uns trennen, da mehr als ein Jahr vergeht, bis ich auf meine Briefe aus dem Heimatlande Antwort erhalten kann, jetzt, da ich auch die erste deiner Aufgaben erfüllt habe, erlaube mir, daß ich deiner Tochter mein Herz eröffne. Denke der Zweifel, die in mir entstehen müssen! Niemals sagte ich meiner Urwasi, daß ich sie liebe, ja gerade um das Feuer zu verbergen, das in meinem Innern wohnte, sagte und tat ich manches, was sie als Beweis von Gleichgültigkeit oder selbst als eine Verletzung betrachten konnte. Wenn sie nun meine Seele nicht erkannt hätte (und wie sollte sie es, bei meinem immerwährenden Schweigen?) wenn sie Hand und Herz einem andern Manne schenkte? — Freilich auch dann würde ich nicht aufhören, sie zu lieben, wie die erste Freundin meiner Seele, meinen Schutzgeist, das Bild der Tugend und der Sittsamkeit. Aber gräßlich wäre es doch, das ganze Leben einsam hinbringen zu müssen. Und Verrat an allem, was heilig ist, und ach! wäre mir Unmöglichkeit, mich einem andern Wesen wieder zu nähern. Allen meinen Gefühlen, der ganzen Art und Weise meines Seins hat deine Tochter die Richtung vorgezeichnet. Denke ich an kind-

liche Liebe, so sehe ich Urwasi ihren Eltern gegenüber, denke ich an Frömmigkeit, so steht sie betend vor meinen Augen, fällt mein Blick in die Vergangenheit und auf die Gräber mancher meiner Lieben, so sehe ich sie ihre Tränen mit den meinigen vermischend. —

Fordere von dem Menschen nicht mehr, als er zu leisten vermag! Ach! es ist ja nicht viel, was ich mir von dir erbitte. Nur die Gewißheit wünschte ich zu gewinnen, daß Urwasi sich in mir nicht täusche; und die Hoffnung, von ihr aus der Ferne zu hören, daß sie mich erkannt habe, wie ich sie, die geliebten Züge ihrer Hand als Boten ihres Herzens zu sehen, und an ihrem Anblick mich zu erfreuen, da Urwasi selbst fern von mir ist. Diesen Trost versage mir nicht! — Eine kalte, fühllose Welt wird mich umgeben; einsam werde ich mich durch sie bewegen. Ist mir nicht alles fremd unter diesen Menschen, in diesen Ländern? Ach, ich sehe es voraus, vielfach wird mein Herz verwundet werden, oft wird es mir schaudern vor dem Treiben dieser, wie sie sich nennen, gebildeten Völker. Unwillkürlich werden sich meine Blicke nach dem Heimatslande richten. Aber wenn sie auch dort nicht mit ruhiger Freudigkeit verweilen

können, wo soll ich mich dann hinwenden, um nicht im Schmerze zu vergehen? Freudig will ich ja Allem Folge leisten, was du über mich beschließest, will ruhig prüfen, was in dem neuen Lande mir begegnen wird, eifrig streben, alles Wahre, Schöne und Gute, das dort sich finden soll, zu ergründen und in mich aufzunehmen. Nur die eine Bitte gewähre mir: übergib den Brief, den ich dir hier anvertraue, deiner Tochter!

Lebe wohl!

dein treuer Sohn
Mandaras.

Urwasi! Meere trennen mich von dir, Monde sind verflossen, seit ich dich nicht mehr sah, nicht mehr von dir höre. Aber dein Bild verläßt mich nicht, im Geiste warst du mir stets gegenwärtig. Du bist das Licht, das mir die ganze Welt mit freudiger Herrlichkeit bestrahlt. Du bist das hohe Ziel, nach welchem meine Seele strebt, das mein ganzes Wesen in kräftiger Bewegung hält.

Seit langer, langer Zeit verehre ich dich in der Stille meines Herzens, so sehr ich mich auch bemühte, dir den Drang meiner Seele

zu verbergen. Schon lange, ehe ich unſer ſchönes Vaterland verließ, habe ich, den Geſetzen unſers Tales folgend, deinem Vater meine Gefühle offenbart. Allein er ſagte mir mit der väterlichen Milde, die ihn nie verläßt: „mein Sohn, du biſt noch jung. Es fehlt dir die ruhige Haltung des Mannes, und ehe du dieſe gewonnen haſt, darfſt du keine Schritte für das ganze Leben tun, darfſt du kein anderes Weſen für das ganze Leben an dich feſſeln. Beruhige dein Inneres, beherrſche deſſen Regungen! Mein Auge wird dir folgen. Sobald ich erkenne, daß du männliche Ruhe beſitzeſt, werde ich die Siegel löſen, mit welchen ich jetzt noch deine Lippen ſchließe.“ So gebunden lebte ich von der Zeit des Frühlingsfeſtes an bis zu unſerer Trennung. Jeden Tag hätte ich dich um Erhörung meiner Liebe anflehen mögen, doch das durch unſere Geſetze geheiligte Gebot deines Vaters erfüllte mich mit einer Scheu, die mir nicht erlaubte, mich dir ungezwungen zu nähern. Mein ganzes Weſen lag mit ſich ſelbſt im Kampfe. Ich wollte ruhig ſein und ſcheinen, und vermocht' es nicht. Bald meine Gefühle verratend, bald und noch häufiger aus Furcht ſie zu verraten, dich verletzend, verfloſſen meine Tage. Dieſes entging dem Blicke deines Vaters

Erinnerungen aus meiner Kinderzeit.

Drei und zwanzig Lenze haben ihre Blüten abgeworfen, seit das Tal Suti mich in seiner Mitte erstehen sah. Mild wie die Sonne, die unsere Anhöhen bestrahlt, sanft wie die Winde, die uns Kühlung zuwehen, doch auch kräftig wie die Ströme, welche unseren Bergen entquellen, waren die Lehren, unter denen wir uns bildeten. Was da lebte, was sich bewegte, war uns befreundet. Jede Stelle, die uns zum Ernst ermahnte, war uns Stätte der Belehrung des Gebets. Jeder Augenblick geistiger Erhebung war dazu auserkoren. Wer es gut mit uns meinte, war unser Lehrer, und wer uns belehrte, den liebten wir. Schnell enteilten uns so unter Spiel und Ernst, doch frei von Schmerz und Sorge, die Jahre der Kindheit.

Drittes Kapitel.

Die im vorigen Kapitel erwähnten Briefe des jungen Indiers ſind folgende:

Teurer Vater! Mit Recht nenne ich dich ſo, denn du biſt der Vater meiner Geliebten, denn ich habe dir alle Rechte eines Vaters eingeräumt, wie du alle Pflichten eines ſolchen gegen mich erfüllſt; und du biſt mir teuer, o! unendlich teuer, trotz der ſchweren Prüfungen, die du mir auferlegt haſt. Denn ich weiß es und fühle es, daß keine andere Rückſicht als diejenige für mein und deiner Tochter Wohl dich leitet.

Die ernſte Beſchäftigung, die du mir zur Pflicht gemacht haſt, war mir bisher die treueſte Reiſegefährtin, und wird es mir bleiben. Du ſiehſt, ich ſchreibe dir in der Sprache des Landes, das ich bereiſen ſoll; und noch habe ich es nicht betreten, obgleich es jetzt vor meinen Augen liegt, und es mich ohne Zweifel noch heute aufnehmen wird.

Jetzt, da unermeßliche Meere uns trennen, da mehr als ein Jahr vergeht, bis ich auf meine Briefe aus dem Heimatlande Antwort erhalten kann, jetzt, da ich auch die erste deiner Aufgaben erfüllt habe, erlaube mir, daß ich deiner Tochter mein Herz eröffne. Denke der Zweifel, die in mir entstehen müssen! Niemals sagte ich meiner Urwasi, daß ich sie liebe, ja gerade um das Feuer zu verbergen, das in meinem Innern wohnte, sagte und tat ich manches, was sie als Beweis von Gleichgültigkeit oder selbst als eine Verletzung betrachten konnte. Wenn sie nun meine Seele nicht erkannt hätte (und wie sollte sie es, bei meinem immerwährenden Schweigen?) wenn sie Hand und Herz einem andern Manne schenkte? — Freilich auch dann würde ich nicht aufhören, sie zu lieben, wie die erste Freundin meiner Seele, meinen Schutzgeist, das Bild der Tugend und der Sittsamkeit. Aber gräßlich wäre es doch, das ganze Leben einsam hinbringen zu müssen. Und Verrat an allem, was heilig ist, und ach! wäre mir Unmöglichkeit, mich einem andern Wesen wieder zu nähern. Allen meinen Gefühlen, der ganzen Art und Weise meines Seins hat deine Tochter die Richtung vorgezeichnet. Denke ich an kind-

liche Liebe, ſo ſehe ich Urwaſi ihren Eltern gegenüber, denke ich an Frömmigkeit, ſo ſteht ſie betend vor meinen Augen, fällt mein Blick in die Vergangenheit und auf die Gräber mancher meiner Lieben, ſo ſehe ich ſie ihre Tränen mit den meinigen vermiſchend. —

Fordere von dem Menſchen nicht mehr, als er zu leiſten vermag! Ach! es iſt ja nicht viel, was ich mir von dir erbitte. Nur die Gewißheit wünſchte ich zu gewinnen, daß Urwaſi ſich in mir nicht täuſche; und die Hoffnung, von ihr aus der Ferne zu hören, daß ſie mich erkannt habe, wie ich ſie, die geliebten Züge ihrer Hand als Boten ihres Herzens zu ſehen, und an ihrem Anblick mich zu erfreuen, da Urwaſi ſelbſt fern von mir iſt. Dieſen Troſt verſage mir nicht! — Eine kalte, fühlloſe Welt wird mich umgeben; einſam werde ich mich durch ſie bewegen. Iſt mir nicht alles fremd unter dieſen Menſchen, in dieſen Ländern? Ach, ich ſehe es voraus, vielfach wird mein Herz verwundet werden, oft wird es mir ſchaudern vor dem Treiben dieſer, wie ſie ſich nennen, gebildeten Völker. Unwillkürlich werden ſich meine Blicke nach dem Heimatslande richten. Aber wenn ſie auch dort nicht mit ruhiger Freudigkeit verweilen

können, wo soll ich mich dann hinwenden, um nicht im Schmerze zu vergehen? Freudig will ich ja Allem Folge leisten, was du über mich beschließest, will ruhig prüfen, was in dem neuen Lande mir begegnen wird, eifrig streben, alles Wahre, Schöne und Gute, das dort sich finden soll, zu ergründen und in mich aufzunehmen. Nur die eine Bitte gewähre mir: übergib den Brief, den ich dir hier anvertraue, deiner Tochter!

Lebe wohl!

dein treuer Sohn
Mandaras.

Urwasi! Meere trennen mich von dir, Monde sind verflossen, seit ich dich nicht mehr sah, nicht mehr von dir höre. Aber dein Bild verläßt mich nicht, im Geiste warst du mir stets gegenwärtig. Du bist das Licht, das mir die ganze Welt mit freudiger Herrlichkeit bestrahlt. Du bist das hohe Ziel, nach welchem meine Seele strebt, das mein ganzes Wesen in kräftiger Bewegung hält.

Seit langer, langer Zeit verehre ich dich in der Stille meines Herzens, so sehr ich mich auch bemühte, dir den Drang meiner Seele

zu verbergen. Schon lange, ehe ich unſer ſchönes Vaterland verließ, habe ich, den Geſetzen unſers Tales folgend, deinem Vater meine Gefühle offenbart. Allein er ſagte mir mit der väterlichen Milde, die ihn nie verläßt: „mein Sohn, du biſt noch jung. Es fehlt dir die ruhige Haltung des Mannes, und ehe du dieſe gewonnen haſt, darfſt du keine Schritte für das ganze Leben tun, darfſt du kein anderes Weſen für das ganze Leben an dich feſſeln. Beruhige dein Inneres, beherrſche deſſen Regungen! Mein Auge wird dir folgen. Sobald ich erkenne, daß du männliche Ruhe beſitzeſt, werde ich die Siegel löſen, mit welchen ich jetzt noch deine Lippen ſchließe.“ So gebunden lebte ich von der Zeit des Frühlingsfeſtes an bis zu unſerer Trennung. Jeden Tag hätte ich dich um Erhörung meiner Liebe anflehen mögen, doch das durch unſere Geſetze geheiligte Gebot deines Vaters erfüllte mich mit einer Scheu, die mir nicht erlaubte, mich dir ungezwungen zu nähern. Mein ganzes Weſen lag mit ſich ſelbſt im Kampfe. Ich wollte ruhig ſein und ſcheinen, und vermocht' es nicht. Bald meine Gefühle verratend, bald und noch häufiger aus Furcht ſie zu verraten, dich verletzend, verfloſſen meine Tage. Dieſes entging dem Blicke deines Vaters

nicht. Er ſtellte mir vor, daß das einzige Mittel, meine Seele in das rechte Gleichgewicht zu bringen, Entfernung von dir ſei. Von ſeinen Gründen und ſeinem väterlichen Anſehen überwunden, verließ ich das Heimatland, um in der Ferne dich zu erringen. Doch dieſe Entfernung iſt ſchwer zu ertragen. Früher ſah ich doch dein klares Auge, und durch ſeinen Spiegel in deine reine Seele. Jetzt aber iſt mir nur die Erinnerung und einige Hoffnung geblieben. Nimm mir dieſe nicht! zerſtöre mir nicht Lebensfreude und Lebensmut. Du biſt es ja, die mir alles dieſes gibt. Der Gedanke an dich allein hält mich aufrecht im Sturme des Lebens, gibt mir die Kraft, weit von dem Vaterlande, unter kalten, fremden Menſchen nach dem Beſſern zu ſtreben. Was ich bin und was ich habe, ergebe ich dir. Verſtoße mich nicht! O, ich will ja gut ſein und ſanft und ruhig, durch keine Härten dich mehr verletzen und betrüben. Ich darf ja nun frei zu dir ſprechen, brauche nicht mehr ängſtlich jedes Wort, jedes Zeichen, das mir entfliehen könnte, zu bewachen. In deiner Hand ruht meine Zukunft. Beſtimme ſie!

Mandaras.

Viertes Kapitel.

Aus den eben mitgeteilten Tagebuchs-Bruchstücken und Briefen wird der geneigte Leser über die Vergangenheit unsers jungen Indiers, den wir jetzt mit gutem Rechte Mandaras nennen können, einige Aufklärung geschöpft haben. Xaver und Antonio würden Demjenigen sehr dankbar gewesen sein, welcher sie ihnen verschafft hätte. Allein alles dieses war ihnen unbekannt, sie wußten weiter nichts von dem fremden Jünglinge, als was das erste Kapitel meldet, und sahen keinen andern Weg, um sich über denselben zu unterrichten, als sich unmittelbar an ihn zu wenden, was denn auch der eine der Geistlichen, Antonio, ungesäumt tat.

Über den Besuch, welchen dieser dem zu Bekehrenden abstattete, und seine nächsten Folgen erteilt ein Brief Mandaras' an den Vater seiner Urwasi ausführlichen Aufschluß. Es ist folgender:

Denke dir, mein Vater, kaum war ich an's Land gestiegen und in ein Haus gewiesen worden, in dem ich Wohnung fand, so kam ein Mann in langem, schwarzem Rocke zu mir und fragte mich, ob ich ein Christ sei? Ich sagte, ich käme aus dem Tale Suty, das weit über dem Meere und hinter hohen Bergen im Norden Indiens liege. Der Mann erwiderte, das sei ganz gut, wiederholte aber seine Frage: ob ich schon Christ geworden sei?

Als ich ihm nun bemerkte, daß ich ihn nicht verstehe, hielt er mir ein kleines hölzernes Bild eines gekreuzigten Mannes vor und fragte, ob ich schon diesen anbeten gelernt habe? Ich antwortete: „Ich habe niemanden anbeten gelernt. Auf den Bergen und in den Hainen meines Vaterlands habe ich gebetet, wenn mein Gefühl mich trieb, habe ich mein Gebet gerichtet an den alleinigen, ewigen Gott, der unsichtbar den Gang der Welten leitet. Hölzerne Bilder habe ich nie angebetet. Da machte der Mann ein ganz bedenkliches Gesicht, zuckte die Achseln und bemerkte, das sei schlimm, wenn ich mich nicht schnell bekehrte, so sei ich verdammt für diese und jene Welt.

Ich. Verdammt? Durch welchen Richter? Nach welchen Gesetzen?

Er. Durch diesen Gekreuzigten. Nach den Gesetzen, die in diesem Buche verzeichnet sind. Dabei deutete er wieder auf sein hölzernes Bildchen und auf ein großes Buch, das er unter dem Arme trug.

Ich. Ein hölzernes Bild kann nicht ein Richter sein. Gesetze, die ich nicht kenne, sind nicht auf mich anwendbar.

Während ich diese Worte aussprach, nahm der Mann eine ganz gravitätische Miene an und sagte in hochtrabendem Tone: „Ich sollte mich in Acht nehmen, den Heiland der Welt nicht zu lästern, die Religion des Landes nicht zu verspotten; sonst könnte es mir wohl schlimm ergehen.“ Mir aber riß der Faden der Geduld. „Was,“ sagte ich, „du willst mir drohen? Glaubst du, daß ich mich fürchte? Wohl weiß ich, daß ich in einem mir fremden Lande weile, wohl habe ich gehört, daß hier nicht alles gut und recht und edel sei. Allein, so lange ich atme, soll niemand es wagen, unberufen sich mir aufzudrängen, um über mich die Achseln zu zucken, mir Lästerung und Spott vorzuwerfen, wo ich nur Worte ruhigen Ernstes sprach, und mich endlich gar noch zu bedrohen.“ Dabei öffnete ich die Türe und schob den zudringlichen Gast zu derselben hinaus.

Allein bald kehrte er wieder, beteuerte, daß er es gut mit mir meine, bemerkte, daß ich aus einem fremden Lande und hier gänzlich unbekannt ſei, und fügte hinzu, er wolle ſich meiner annehmen, mir zeigen, was die Stadt Sehenswertes in ſich ſchließe, und mich mit den Anſichten und Sitten des Landes befreunden.

Dieſe plötzliche Veränderung in dem Betragen des Mannes fiel mir zwar unangenehm auf. Allein teils um ihn nicht zu beleidigen, teils um möglichſt bald Gelegenheit zu finden, mich nach den Verhältniſſen des Landes zu erkundigen, nahm ich ſein Anerbieten dankend an und da es noch früh am Tage war, und ich gleich den Wunſch zu erkennen gab, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen, ſo führte er mich ohne Säumen in derſelben umher. Nachdem wir einige Straßen durchzogen hatten, gelangten wir vor ein großes, ſteinernes Gebäude mit einem Turme, das mir mein Begleiter als eine Stätte gemeinſamer Gottesverehrung bezeichnete, und dabei bemerkte, ich ſolle mein Gemüt zur Andacht ſtimmen, weil gerade jetzt die Gemeinde ihre Gebete zum Himmel ſchicke. Wir traten hinein. Wunderbar ergriff mich der Anblick der hohen Säulen, auf denen das Dach des

Gebäudes ruhte, der gemalten Fenſterſcheiben, welche ein gebrochenes Licht über die verſammelten Menſchen verbreiteten, der Lampen und Kerzen, welche hier und da brannten, der ſonderbaren Bewegungen, welche die neu Eintretenden mit den Händen ſich vor Geſicht und Bruſt machten, der Dampf des Weihrauchs, welcher die Kirche erfüllte, und die Totenſtille, welche herrſchte. Die ſteinernen Säulen ſchienen mir ſo kalt, das Sonnenlicht ſchien mir ſeinen beſten Glanz verloren zu haben, die brennenden Lampen und Kerzen ſich beſſer für die Nacht als für den Tag zu paſſen, der Weihrauch betäubte mich und die vollkommen gleichmäßige Haltung der Menſchen und ihre gleichartigen Bewegungen dünkten mir nicht natürlich. Wir traten weiter nach dem andern Ende des Gebäudes. Da gewahrte ich wieder das Bild eines gekreuzigten Mannes in Holz. Sonderbar, dachte ich, was ſoll das in dem Tempel der unſichtbaren Gottheit? Als ich dieſen Gedanken in meinem Innern verfolgte, und ihn gerade meinem Führer mitteilen wollte, trat ein auffallend ausgeſchmückter Mann vor einen der Tiſche, die ſie Altäre nennen, welcher in dem der Eingangstüre gegenüberſtehenden Teile des Gebäudes ſich fand, umgeben von

einigen nicht minder ſonderbar gekleideten Jungen, murmelte, der Gemeinde den Rücken kehrend, unverſtändliche Worte vor ſich hin, beugte ſich und erhob ſich wieder und machte allerlei Bewegungen, was mich alles zum Lächeln hätte führen können, wenn ich nicht auf den Geſichtern der Anweſenden Ernſt bemerkt hätte. Auf einmal fingen die Jungen mit Glocken, die ſie in den Händen hatten, zu klingeln an, unter der Verſammlung entſtand eine gleichmäßige Unruhe. Ich betrachtete die Geſichter der Menſchen, die mich umgaben, und fand überall eine gezwungene Sammlung und ſtarres Vorſichhinblicken. Mir wurde unheimlich zu Mute, ich glaubte mich in einer Geſellſchaft von Automaten, ich wollte nach der Türe eilen, doch mein Begleiter hielt mich feſt und ſagte mir, ich müßte warten, bis der Gottesdienſt beendigt ſei. O, wie ſehnte ich mich da in meine heimatlichen Täler, wo freudige Heiterkeit das Antlitz des Betenden verklärt, wo wir fern von allem ſtörenden Formgepränge unter freiem Himmel, an jedem Orte, der zur Andacht ſtimmt, zu jeder Zeit, da mehrere ſich zum Gebete vereinen, gemeinſam unſere Gemüter zu Gott erheben, wo, wenn jemand ſeine Gefühle laut

nach oben ſendet, die anderen verſtehen, was er ſagt! O, wie war ich froh, als ich mich wieder von reiner Himmelsluft umfloſſen fühlte, als die Sonne wieder unverfälſcht mir ihre Strahlen zeigte, ich den Geſichtern der Menſchen wieder ihren natürlichen Ausdruck zurückgegeben ſah, als das Gemurmel und Geklingel und das Hin- und Herbewegen der Hände mir entſchwunden war! Das, dachte ich, nennt man hier Gottesverehrung? Doch plötzlich ſtieg der Gedanke in mir auf, ob nicht vielleicht gerade heute das Gedächtnis des im hölzernen Bilde dargeſtellten gekreuzigten Mannes gefeiert werde? Allein was ſollte die Feier für einen Menſchen in einem Tempel Gottes? Was ſollte bei einer Totenfeier das Geklingel und Gemurmel und die glänzende Kleidung des Mannes am Altare und der ihn umgebenden Jungen? Um jedoch Aufklärung zu erlangen, fragte ich meinen Begleiter, ob Gott hier zu Lande alle Tage auf ſolche Weiſe verehrt würde, oder nur aus beſonderen Gründen heute? Alle Tage, war die Antwort. Während ich darüber verwundert nachdachte, kamen wir auf einen großen freien Platz, auf deſſen Mittelpunkte wieder ein Kreuz mit einem daran befeſtigten Manne aufgeſtellt war. Ich

konnte daher die Frage nicht unterdrücken, was denn dieses Bild eigentlich darstelle? „Es ist unser Erlöser", erwiderte mein Führer.

Ich. Wovon hat er euch denn erlöst?

Er. Von unsern Sünden.

Ich. Sündigt ihr denn nicht mehr.

Er. Wir sündigen zwar noch. Allein unsere Sünden werden uns infolge des Kreuzestodes unsers Heilands vergeben.

Ich war in Versuchung zu glauben, daß mein Begleiter meiner spotten wolle. Allein auch hier, wie früher schon in der Kirche, verschwand dieser Gedanke bald, als ich dem Sprechenden in's Angesicht schaute. Jedoch konnte ich nicht umhin auszurufen:

Aber in welcher Verbindung steht denn der Kreuzestod eines Menschen mit der Vergebung der Sünden anderer Menschen?

Er. Nicht ein Mensch, sondern ein Gott ist es, der für uns in den Tod gegangen ist.

Ich. Ein Gott? Glaubet ihr denn mehr als einen Gott?

Er. Nein, wir glauben nur einen. Aber dieser eine hat seinen eingebornen Sohn zur Erlösung der Menschheit auf die Erde und in den Tod geschickt.

Dabei ſah er mich bedeutungsvoll an und fuhr dann fort, als ich mein Staunen über ſeine Worte zu erkennen gab:

Ich ſehe wohl, du biſt weit entfernt von der Gnade des Herrn. Allein ich hoffe, daß er dich noch erleuchten werde.

Nachdem mein Begleiter dieſe Worte ausgeſprochen hatte, grüßte ich ihn, dankte ihm für ſeine Gefälligkeit, ging raſch dem Hauſe zu, in welchem ich abgeſtiegen war, und gedenke dieſen Mann nicht wieder aufzuſuchen.

Fünftes Kapitel.

Nachdem sich Mandaras auf die im vorigen Kapitel beschriebene Weise von seinem Begleiter getrennt hatte, eilte dieser Letztere seinen Ordensbruder Xaver aufzusuchen, um ihm über das Vorgefallene Bericht zu erstatten und weitere Maßregeln mit ihm zu besprechen. Xaver bezeugte dem Antonio seine Mißbilligung über dessen voreilige, unüberlegte Verfahrungsweise. Mit diesem jungen Trotzkopf, sagte er, muß ganz langsam zu Werke gegangen werden. Unser Streben muß für's erste nur dahin gehen, ihn recht lange hier fest zu halten. Ehe wir anfangen können, ihn zu bekehren, müssen wir auf seine Phantasie und sein Gefühl wirken, welche bis jetzt noch zu schlummern scheinen. Dieser junge Mann legt, nach demjenigen, was du mir erzählt hast, zu schließen, noch viel zu viel Wert auf den Verstand des Menschen und dessen trügerische Resultate. Er ist noch nicht für unsere Pläne reif. Er muß für sie erst vorbereitet werden.

Du haſt nun freilich, ſo fuhr er gegen Antonio gewandt, mit ſtrafendem Blicke fort, durch deine Voreiligkeit die Sache ſehr verſchlimmert. Allein mit Gottes Hilfe werden wir ſie doch vielleicht vollenden. Nur mußt du für's erſte fern von dem Jüngling bleiben, da er gegen dich Widerwillen und Mißtrauen hegen muß. Ich werde mich bemühen, dieſe Regungen aus ſeinem Herzen zu verdrängen. Allein bis es mir gelungen iſt, muß du dich im Hintergrunde halten.

Mit dieſen Worten entließ er Antonio, legte ſeine Prieſterkleidung ab, und begab ſich, als es Abend geworden war, mit zwei Gemälden, das eine die büßende Magdalena, das andere eine Madonna vorſtellend, in das Gaſthaus, in welchem Mandaras abgeſtiegen war, führte ſich bei demſelben unter dem Vorwande ein, daß er Gemälde zu verkaufen habe und zeigte ihm die mitgebrachten. Mandaras betrachtete die beiden Bilder mit großem Wohlgefallen, ja mit Entzücken, da er noch nie Gemälde von dieſer Vollkommenheit geſehen hatte, lehnte jedoch den Kaufantrag ab. Hierauf ſchon gefaßt, erbot ſich Xaver, ſie ihm für die Zeit ſeines Aufenhalts zu Leftheim zur Anſicht zu leihen, und da er Freund der Malerei zu ſein ſcheine, ihm die Kunſtſchätze, welche die Stadt beſitze, zu eröffnen. Erfreut nahm Mandaras beide An-

erbieten an; und ſo wurde Xaver ſein faſt unzertrennlicher Begleiter. An deſſen Seite durchzog er alle öffentlichen Muſeen und Gallerien der Stadt, durch deſſen Vermittelung wurden ihm die bedeutendſten Privatſammlungen zugänglich, und da Xaver ſelbſt Kenner und Freund der Künſte war, flößte er ſeinem jungen Schützlinge, der für alles Schöne Empfänglichkeit beſaß, eine große Neigung für dieſelben ein. Manche Bilder, welche dieſen am meiſten anſprachen, wußte ihm Xaver zu verſchaffen, ſo daß Mandaras' Zimmer einem Bilderſaale ähnlich wurde. Sein erſter Blick beim Erwachen und ſein letzter vor dem Verſinken in die Traumwelt fiel auf die büßende Magdalena, über ſeinem Schreibtiſche blickte ihm die von Xaver geliehene Madonna entgegen. Die ganze Geſchichte Chriſti bedeckte in Bildern die Wände, innerhalb deren er wohnte. Sorgfältig erklärte ihm Xaver die Bedeutung der Bilder, die ſie zuſammen betrachteten; mit begeiſterten Worten ſchilderte er ihm die hohen Taten der Selbſtverleugnung und Demut der heiligen Männer und Frauen, die Glaubensfeſtigkeit der Märtyrer und Märtyrerinnen, welche ſie darſtellten, ohne ſich jedoch jemals auf eine Prüfung der Wahrheit der Legenden, die er erzählte, einzulaſſen. Auch die Bilder und Statuen, welche heidniſche Götter und Göttinnen und Mythen dar-

ſtellten, benützte Xaver zu ſeinen Zwecken. Gern erklärte er dem wißbegierigen Jünglinge, daß der Stier, der Schwan, der goldene Regen, auf dieſem und jenem Bilde Jupiter ſei, welcher dieſe Geſtalten angenommen habe, um die Liebe der auf dem Gemälde dargeſtellten Schönen zu gewinnen. Neben die büßende Magdalena hatte er eine Venus Anadyomene, neben die Madonna ein Bachusfeſt im Zimmer des Indiers aufgeſtellt.

Nachdem die öffentlichen und Privatkunſtſammlungen genügend durchwandert worden waren, führte Xaver ſeinen jungen Schützling in die Kirchen, um ihm die daſelbſt befindlichen Kunſtwerke zu zeigen. Auf dieſe Weiſe hoffte er, ihn nach und nach mit den Gebräuchen ſeiner Religion zu befreunden und ihm Liebe für dieſelbe einzuflößen. Während er daher anfangs die Zeit gewählt hatte, zu welcher kein Gottesdienſt ſtattfand, nahm er ſpäter diejenige wahr, zu welcher ein ſolcher, und zwar beſonders mit ſchöner Muſik verbunden, gefeiert wurde.

Allein alle dieſe Bemühungen Xavers ſchienen auf Mandaras' religiöſes Gefühl nicht den gewünſchten Eindruck zu machen. Er ergab ſich zwar mit voller Seele den ihm dargebotenen Kunſtgenüſſen, hörte den Erklärungen Xavers mit Aufmerkſamkeit zu, erbat ſich auch häufig ſolche, allein

ein ihm hier und da faſt wider Willen entſchlüpfender Seufzer, die Wiederholung mancher bereits deutlich beantworteter Fragen, eine gewiſſe ſcheue Zurückhaltung, welche er ungeachtet vieler und eifriger Dankſagungen gegen Xaver an den Tag legte, ſchien zu bekunden, daß ihm bei alledem nicht ganz wohl zu Mute ſei, daß die Erzählungen Xavers ihm unglaublich deuchten und daß ihm dieſer kein Vertrauen einflöße.

Das blieb auch ſeinem ſchlauen Begleiter nicht verborgen. Jedoch glaubte er zu bemerken, daß Mandaras' Gefühle und Phantaſie nach und nach in einen nicht geringen Grad von Aufregung geraten ſeien, und hoffte daher dennoch einen Fortſchritt in ſeinen Beſtrebungen gemacht zu haben.

Über die Gemütsſtimmung, worin Mandaras' zu dieſer Zeit war, geben wohl am deutlichſten folgende Stellen aus deſſen Tagebuche Aufſchluß:

> Was mag wohl Xaver bewegen, mir mit ſo großer Dienſtfertigkeit entgegen zu kommen? Sein allgemein menſchenfreundliches, liebevolles Gemüt? Unmöglich! Sein Herz iſt nicht warm. Beſondere Zuneigung zu mir? Eben ſo unmöglich! Nur in Beziehung auf die Kunſt haben wir gleiche Neigungen, allein in dieſer Hinſicht iſt er mir ſo ſehr überlegen,

daß er ſich durch mich nicht angezogen fühlen kann. — Es bleibt daher nichts übrig, als die Abſicht, einen gewiſſen Zweck zu erreichen. Aber welchen? — Das mag die Zukunft enthüllen.

Ob wohl mein wortreicher Begleiter alle die Märchen glaubt, die er mir erzählt? Oft wenn ich bedenke, mit welchem Feuer er ſie vorträgt, ſcheint es mir, als ſpreche aus ihm die Stimme der Überzeugung. Aber wenn ich dann wieder ſehe, wie er von ſeiner hohen chriſtlichen Begeiſterung ſo raſch zu der Erzählung heidniſcher Mythen übergeht, kommt es mir vor, als könne jene nicht aus dem Herzen kommen. Und wenn ich ſein ſcharfes Urteil über ſo viele andere Gegenſtände erwäge, ſo ſcheint es mir unmöglich zu ſein, daß er allein in religiöſer Beziehung von ſeiner Urteilskraft keinen Gebrauch gemacht haben ſollte.

Sonderbar miſchen ſich in meine Träume die Bilder, die ich des Tages mit Wohlgefallen beſchaue. Früher umſchwebten mich im Schlafe nur die einfachen Erinnerungen aus dem Heimatlande. Nur zum Herzen ſprachen ſie, nur Tränen der Freude und des Schmerzes riefen

sie hervor. Aber jetzt durchbebt mich oft ein früher nicht gekanntes Sehnen. Wenn ich erwache und die holden Gestalten, die mich umgeben, vom Monde beleuchtet erblicke, so ist es mir oft, als müßte ich sie, wie Pygmalion sein steinernes Bild, umarmen, und Leben in ihre schönen Formen hauchen.

Mir ist unheimlich in der Nähe meines Begleiters, ich kann ihm nicht vertrauen, und doch kann ich ihn nicht vermeiden. Er umgibt mich, wohin ich mich auch wende. Rasch muß ich mich von hier entfernen, um auf immer von ihm mich loszusagen.

Sechstes Kapitel.

chnell führte Mandaras' den am Ende des vorigen Kapitels angedeuteten Entſchluß aus. Eines Morgens war er verſchwunden, nachdem er zuvor Xaver noch ſchriftlich gedankt und ihm zurückgeſtellt hatte, was er von ihm noch beſaß. Über die Richtung ſeiner Reiſe ſprach er ſich nicht aus, niemand kannte ſie.

Er wandte ſich dem Norden zu und hielt ſich in verſchiedenen Städten mehr oder minder lange auf. Indes ließ ſich über dieſe Zeit nur wenige Aufklärung aus den mir zugekommenen Papieren ſchöpfen. Was jedoch erhalten worden iſt, werde ich wörtlich wiedergeben, indem ich die einzelnen Bruchſtücke nur unter gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte zuſammenſtelle.

Liebes-Klagen.

Ich ziehe durch Städte, ſtreife durch Länder, aber noch immer geht mein Weg nicht der Heimat zu, ich erſteige Berge und durchwandle Täler, aber keine, die den unſrigen gleichen;

ich ſehe Frauen von vielen Völkern, aber keine Urwaſi iſt unter ihnen. Tage verſchwinden, Wochen vergehen, freudig zähle ich die verfloſſenen Zeiten; jede Stunde führt mich ja näher der Antwort, nach der ich mich ſehne, ach! warum kann ich nicht ſagen? dem Tage unſerer Vereinigung. Furcht und Hoffnung, Bilder des Schmerzes und der Freude bewegen wechſelweiſe meine Seele. Bald glaube ich mich auf dem Wege zur Heimat, ſehe von ferne die Bäume deines Gartens. Freudige Sehnſucht beflügelt meine Schritte; leiſe, leiſe trete ich an die Pforte eures Hauſes, oh! und der erſte Blick zeigt mir dich. Ich ergreife die Hand der Vielgeliebten, kann aber nicht ſprechen, nur weinen; und auch aus deinen Augen quellen Tränen, die ich freudetrunken als Antwort auf die meinigen betrachte. — Ach! wenn der bloße Gedanke an dieſe Seligkeit mein ganzes Weſen ſchon begeiſtert und beglückt, wie paradieſiſch muß dann erſt die Wirklichkeit entzücken! —

Bald aber erheben ſich Bilder der tiefſten Trauer in meiner Seele. Heimkehrend aus den fremden Landen höre ich von fern ernſte Töne dumpf erſchallen. Eine gräßliche Ahnung lähmt meine Glieder; doch das Bedürfnis, mir

Gewißheit zu verſchaffen, ſpannt meine Nerven wieder an. Ich renne vorbei an meiner Schweſter, die ängſtlich mir zuruft; doch nichts hält meinen Lauf zurück, bis ich unter der Platane vor eurem Hauſe, Urwaſi, deine Leiche erblicke.

O, meine Urwaſi, wenn ich mich dich als meine Gattin denke, welch' ruhiges Wonnegefühl durchſtrömt da meine Seele. Wie wollte ich mich bemühen, die Sprache deiner Geſichtszüge zu lernen, um durch ſie auch die kleinſten deiner Wünſche zu erraten! In aller Stille, ganz unbemerkt, würde ich ſie erfüllen und dann mich freuen, dich erfreut zu ſehen. Des morgens würde dein Blick mir Freudigkeit für das Tagewerk verleihen, des abends würde ich in ihm den Lohn meiner Anſtrengung finden. Kein Gedanke, keine Regung meines Herzens dürfte dir fremd ſein. Wie die innigſt geliebte Gattin, ſo würde ich in dir auch die innigſt vertraute Freundin erkennen. In allem Guten würden wir uns bemühen, unſern Kindern Beiſpiel zu ſein. Ohne fremde Hilfe, ganz allein würden wir ſie erziehen. Die herzlichſte und treueſte Sorgfalt würden wir ihnen ſchenken, und gewiß würden ſie unſere Liebe erwidern,

durch Fleiß und Sittſamkeit unſere Sorge belohnen.

Aber auch wenn mir dieſes Glück nicht beſchieden ſein, wenn ein anderer, glücklicherer Mann dein Herz und deine Hand gewinnen ſollte, würdeſt du mir dennoch teuer bleiben. Ich würde dann alle meine Dienſte den Bewohnern unſers Tales widmen. Aber bisweilen käme ich auch zu dir, würde mit deinen Kindern ſpielen, und ihnen erzählen und gute Lehren geben, und auch mit dir, doch nur wenig und zurückhaltend ſprechen. Und wenn dann nach vielen, vielen Jahren meine Seele ſich ganz beruhigt, wenn ich Gewißheit gewonnen haben würde, daß mein Herz keiner leidenſchaftlichen Bewegung mehr fähig wäre, wir uns eines Abends beiſammen fänden und von früheren Zeiten ſprächen, dann würde ich einen deiner Knaben auf meine Arme nehmen, ſeine Locken ordnen, und dir dabei meine jugendliche Liebe ſanft bekennen, dir erzählen, wie ich in den fremden Landen nur immer nach dir meinen Blick gewandt, nach dir meine Wünſche gerichtet hätte, und am Ende dich bitten, in mir immer deinen und deines Hauſes treuſten Freund zu erkennen. Dann würdeſt du mir mit freundlichem Blick deine Hand reichen

und ich ſie zum erſten Mal mit Tränen benetzen, mit denen der reinſten Freundſchaft. — Oder ſollte dein Gatte dich früher ſchon als Witwe hinterlaſſen, dann würde ich deinen Kindern Vaterſtelle vertreten, mit Rat und Tat dir ſtets gewärtig ſein, aber das Geheimnis meiner Jugend tief in der Bruſt verſchloſſen halten.

Siebentes Kapitel.

Religiöse Betrachtungen eines Bewohners des Tales Suty.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele herrſchen hier die ſonderbarſten Anſichten. Die meiſten glauben, daß eine ſolche ohne Erinnerung an das irdiſche Leben gar nicht denkbar ſei. Sie erwägen nicht, daß, wenn wir uns nach Jahrtauſenden und wieder Jahrtauſenden immer noch unſers elenden Erdenlebens erinnern müßten, wenn wir das Andenken an alle unſere Fehler, an alle Sünden, die wir an Anderen und Andere an uns begangen haben, an alle Irrtümer, in denen wir befangen waren, immer beibehalten ſollten, gar kein großartiger Aufſchwung der Seele möglich wäre. Jene Menſchen verwechſeln offenbar die Wirkung mit der Urſache, die einzelnen Reſultate einer Kraft mit dieſer ſelbſt. Die Individualität einer Seele muß fortdauern, wenn ſie unſterblich ſein ſoll, allein dieſe beſteht nicht in der Maſſe von Gedanken, Gefühlen, Bildern, welche der

Menſch in ſeinem irdiſchen Leben hatte, ſondern in der Kraft ſolche zu ſchaffen. Schon auf der Erde verliert der Menſch die Erinnerung an gar vieles was ihm begegnet iſt, was er gedacht, gefühlt, beobachtet hat. Verliert er aber darum ſeine Individualität? Augenſcheinlich nicht! Der eine vergißt viel, der andere wenig, einige alles. Knüpfte ſich an die Erinnerungen überhaupt die Individualität des Menſchen, ſo müßte allen Menſchen eine ſolche und daher eine unſterbliche Seele abgeſprochen werden, denn alle vergeſſen; oder wollte man unterſcheiden zwiſchen denjenigen Menſchen, welche viel, und denjenigen, welche wenig vergeſſen, und jenen die Beibehaltung der Individualität und Unſterblichkeit der Seele einräumen, dieſen aber nicht? Zu welchen Folgeſätzen würde man da geraten!

Nur in Gemäßheit jener Anſicht von der Unſterblichkeit der Seele kann die Gerechtigkeit Gottes gerettet werden. Denn es läßt ſich nicht leugnen, daß unter den Menſchen von Natur große Verſchiedenheiten obwalten, daß der eine viel, der andere wenig Verſtand, Phantaſie, Gefühl, Willenskraft, Triebe zum Guten wie zum Böſen, kurz Anlagen jeder Art zur Welt bringe. Offenbar wäre es aber ungerecht, wenn Gott dem einen hohe Tugenden, dem andern abſcheuliche Laſter in's Herz

legte. Allein jener Annahme zufolge ist der Mensch bei seinem Eintritte in dieses Leben gerade dasjenige, was er bei seinem Austritte aus dem unmittelbar vorhergegangenen war, wird er bei seinem Eintritte in jenes Leben sein, was er bei seinem Austritte aus diesem war. Strafe und Belohnung sind menschliche Begriffe, weil sie zwischen die Handlung und deren Folge ein Mittelding, das Strafurteil, oder Lohnurteil, setzen. Dieses Mittelding muß in der göttlichen Weltordnung notwendig ausfallen, weil es in ihr nur Ursache und Wirkung geben kann. Die notwendige Folge geistiger Anstrengung ist geistige Erhebung, die notwendige Folge geistiger Schlaffheit ist geistiges Sinken. Die notwendige Folge eines erhabenen Geistes muß auch ein erhabener Körper, müssen erhabene Umgebungen sein. Wer daher auf dieser Erde sich geistig erhoben hat, kann erwarten, in jener Welt einen erhabenen Körper zu erlangen und in erhabenere Verhältnisse einzutreten, und umgekehrt, wenn er geistig gesunken ist.

Ein geistiges Wiederfinden wird durch diese Ansicht nicht ausgeschlossen. Verwandte Geister werden in verwandte Verhältnisse auch nach diesem Leben treten, und sich dann schnell als verwandt erkennen. Von nicht verwandten Seelen aber auf immer getrennt zu werden, kann nur erfreulich sein.

Dabei ist ein Wiederzusammentreffen selbst mit Erinnerung an die Vergangenheit nicht gänzlich ausgeschlossen. Wenn wir uns einst über die niederen Triebe, Wünsche und Bestrebungen früherer Zeit so hoch erhoben haben, daß sie keine Macht über unser Herz mehr besitzen, dann mag vielleicht eine Zeit kommen, in welcher uns der Rückblick auf die Vergangenheit eröffnet wird. Wie die Sonne physisch unser Planeten-System beherrscht, so beherrschen es vielleicht deren Bewohner geistig. Wenn wir auf unserer Wanderung durch die Sterne zu deren Mittelpunkt gelangt sind, dann geht uns vielleicht der Rückblick auf die ganze Zeit auf, welche wir auf den Planeten zubrachten. Ein solches Wiederfinden in verklärterer Gestalt, unter den erhabensten Verhältnissen — nur dieses hat Reiz jedes andere würde den Aufschwung unserer Seele hemmen.

Man hört die Menschen hier viel von der Gerechtigkeit Gottes sprechen. Allein die Folgen dieses Grundsatzes werden fast allgemein verkannt. Ist die Gottheit gerecht und natürlich, allmächtig, so muß sie jeden Menschen jederzeit in solche äußere Verhältnisse setzen, welche zur Erreichung seines Lebenszwecks, d. h. seiner geistigen Vervollkommnung am meisten geeignet sind. Denn

vermöchte dieſes die Gottheit nicht, ſo wäre ſie nicht allmächtig, und täte ſie es nicht ungeachtet ihrer Macht, ſo wäre ſie ungerecht gegen alle Diejenigen, welche ſie nicht in ſolche äußere Verhältniſſe ſetzte; und daher könnte es auch nicht ihrer Gerechtigkeit, ſondern nur ihrer Laune zugeſchrieben werden, wenn andere Menſchen von ihr in dieſe Lage verſetzt würden. Alles Dasjenige, was außerhalb des Kreiſes der Willensſtimmung eines Menſchen liegt, gehört für ihn zur Außenwelt, alles dieſes muß, wenn ein gerechter Gott im Himmel lebt, den Charakter der Vollkommenheit an ſich tragen. Nur unter dieſer Vorausſetzung liegt in dem Glauben an die Gerechtigkeit Gottes eine ſo reiche Fülle des Troſtes in allen Wechſelfällen des Lebens; nur durch dieſe Annahme erhält er praktiſche Bedeutung.

Endlich iſt es mir gelungen, mir das Religionsbuch der Chriſten zu verſchaffen. Ja! jetzt kann ich mir es erklären, warum man mir früher immer auswich, wenn ich darum bat. Gott im Himmel! Wer ſollte glauben, wenn er diejenigen, welche ſich jetzt Chriſt nennen, ſieht, daß jener Chriſtus, deſſen Lehre in den Evangelien beſchrieben wird, *ihr* Herr und Meiſter, *ihr* Vorbild ſei? Sind nicht ganz dieſelben Fehler und Laſter, welche er damals an den Schriftgelehrten und Phariſäern und dem ganzen

Volke der Juden überhaupt mit Wort und Tat bekämpfte, einheimiſch bei den Gelehrten und Prieſtern der Chriſten und ihrem Volke? Was war denn der Kern aller Lehren Chriſti? Die kalten, öden Formen zu verbannen, und an deren Stelle warmes Gefühl für Religion zu ſetzen, die Heuchelei zu entlarven, und der Wahrheit die Bahn zu brechen, die Scheinheiligkeit zu vertreiben und im Innern des Menſchen, in ſeinem Herzen einen Tempel der Wahrheit, Reinheit und Liebe zu bauen.

Ach! kehrte er wieder, und ſähe Die, die ſich bei ſeinem Namen verbeugen, ihre Gebete plappern, ſähe, wie ſich Die, welche ſich ſeine Vertreter und Nachfolger nennen, mit dem ganzen Flitterſtaate weltlichen Prunkes ſchmücken! wie müßte es ihn ſchmerzen, ſeine Lehren ſo unbeachtet zu ſehen! hatte er nicht geſprochen:

„Wenn ihr betet, ſollt ihr nicht ſein, wie die Heuchler, die da gern ſtehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gaſſen, auf daß ſie von den Leuten geſehen werden. Wahrlich ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin. Wenn ihr aber betet, ſo gehet in euer Kämmerlein und ſchließt die Thür zu und betet zu eurem Vater im Verborgnen; und euer Vater, der in das Verborgne ſieht, wird's euch vergelten öffentlich. Und wenn ihr betet,

sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen." Müßte er nicht seufzen, er, der lehrte:

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen."

O! wie ist es mir zuwider dieses Jagen nach Geld und Geldes Wert, dieses Haschen nach Ehren und Titeln, dieser Eifer für die Dinge dieser Erde, unbegleitet von Sinn und Liebe für eine höhere Welt! Sie haben es erkannt, was Christus lehrte:

„Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder er wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."

Darum haben sie sich ganz dem Mammon ergeben, und nur um Gott zu verhöhnen, geben sie sich den Schein, als hielten sie noch auf Gott. Vergessen haben sie die Worte Christi:

„Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen

werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie?"

Ich bin entzückt, ich bin begeistert, seit ich dieses Buch gesehen. Nach dem, was ich unter den Menschen, die sich Christen nennen, erfahren, glaubte ich ein Buch voll Aberglaubens und Heuchelei, voll niederer Leidenschaft und elender Bestrebungen zu finden; und ich finde ein Buch des Lebens, der Reinheit und der Wahrheit! Wer würde nicht freudig Christ sein, wenn es eine Gemeinde gäbe, welche nach Christi Worten lebte? Aber so weit ich bis jetzt durch christliche Staaten gekommen, habe ich nichts gefunden, was auf das Vorhandensein eines Herzens deutet, wie es Christus verlangt. Bei diesen Menschen wird alles unwillkürlich zur Gotteslästerung oder Karrikatur. Das Zusammentreffen heilloser Gesinnung mit dem äußern Scheine der Heiligkeit verhöhnt das sittliche Gefühl, das Zusammentreffen der gleichgültigen oder eiteln Gesinnung mit dem äußern Scheine der Frömmigkeit reizt zum Lachen.

Achtes Kapitel.

Hinrichtung zweier Mörder.

u! es ſchaudert mir jetzt noch, bei der Erinnerung an alles, was ich heute ſah und hörte! Als ich des Morgens frühe dem Städtchen Leoburg zufuhr, bemerkte ich auf der Landſtraße ungewöhnlich viele Menſchen, groß und klein, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, welche in gleicher Richtung mit mir zogen. Je mehr ich mich dem Städtchen näherte, deſto mehr wuchs ihre Zahl. Ich fragte nach der Urſache dieſes Zuſammenfluſſes, und erhielt zur Antwort, daß heute zwei Mörder hingerichtet werden ſollten.

„Wie," rief ich aus, „weil ſie gemordet haben, wollet ihr wieder morden?"

„Ei," erwiderte man mir kalt, „ſie haben's verdient. Warum haben ſie gemordet? Hätten ſie das nicht getan, ſo würde man ihr Leben un-

angetaſtet laſſen. Leben um Leben! das iſt ſo der Gang der Welt."

Ich. Wenn dieſes bei euch ſo üblich iſt, ſo iſt es freilich ſchlimm genug. Allein nicht alles, was geſchieht, geſchieht mit Recht. Mit welchem Rechte nehmet ihr wehrloſen Menſchen, auch wenn ſie gemordet haben, das Leben?

Sie. Das iſt doch ſonderbar! mit welchem Rechte? Haben nicht die Richter das Todesurteil gefällt? ſteht nicht in den Geſetzen die Todesſtrafe auf dem Morde?

Ich. Wäre ich Richter, ich hätte kein Todesurteil gefällt. Wäre ich Geſetzgeber, ich hätte kein Blutgeſetz erlaſſen. Allein ich frage nicht nach dem, was geſchehen iſt, ſondern nach dem Rechte, mit welchem es geſchah. Wodurch läßt ſich das Urteil des Richters und das Geſetz des Geſetzgebers rechtfertigen?

Sie. Des Richters Urteil durch das Geſetz, und dieſes durch den Willen des Geſetzgebers.

Ich. Der Wille des Geſetzgebers kann ſchändlich ſein, wodurch das Geſetz ſelbſt ſchändlich wird, und derjenige, welcher es in Vollziehung bringt, eben deshalb, etwas ſchändliches vollzieht.

Sie. Dem Richter kommt es nicht zu, zu prüfen, ob die Geſetze gut ſind, oder nicht; er hat ſie nur

anzuwenden; noch weniger als der Richter dürfen aber wir den Gesetzgeber meistern.

Ich. Jeder Mensch hat nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht, bei jeder Handlung, die er vornehmen will, zu prüfen, ob sie gut sei, oder nicht, und jeder Mensch darf und soll alle wichtigen Gegenstände, die ihm begegnen, prüfen, obgleich er freilich dadurch nicht das Recht erhält, die Menschen, auf welche bei dieser Gelegenheit sein Urteil fällt, zu meistern, d. h. über ihre Handlungen zu gebieten. Ich komme daher auf die Frage zurück: mit welchem Rechte erläßt der Gesetzgeber ein Gesetz, welches die Todesstrafe androht? Könnet ihr nicht zeigen, daß er hierzu berechtigt sei, so ergibt es sich von selbst, daß der Richter Unrecht tut, wenn er die Vollziehung dieses Gesetzes herbeiführt. Denn ein Gesetz, welches mit Recht nicht gegeben werden konnte, besteht mit Unrecht, kann daher auch nur mit Unrecht gehandhabt werden.

Als ich diese Worte mit einigem Feuer ausgesprochen hatte, entfernten sich die meisten derjenigen, die bisher an dem Gespräche Teil genommen hatten, indem sie über meine Rede die Köpfe schüttelten. Es wurde mir keine Antwort zu Teil. Ich konnte nur in meinem Innern über die Inkonsequenz dieser Menschen mich betrüben, welche den Selbstmord für unrecht halten, und damit

ausſprechen, daß der Menſch nicht das Recht habe, über ſein Leben zu beſtimmen, alſo auch nicht, dem Staate ein Recht darauf einzuräumen, und dennoch die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen behaupten, ungeachtet der Staat offenbar nicht mehr Rechte haben kann, als der Inbegriff ſeiner Glieder.

Mehr aber betrübte mich die Roheit, mit welcher die Hinrichtung eines Menſchen, gleich wie ein Gegenſtand gewöhnlicher Neugierde, betrachtet wurde, ohne die geringſte Regung, ich will nicht ſagen des Mitleids für den Verbrecher, ſondern für den Gemütszuſtand, welcher einen Mord möglich machte, und denjenigen, in welchem der Verurteilte nun ſchweben mußte! Kann eine Strafe gut ſein, welche nur Äußerungen der Roheit und brutalen Stumpfſinns hervorruft? Wer über Todesſtrafen einen Zweifel hat, der wohne einer Hinrichtung bei, und wenn er noch einen Funken beſſern Gefühls im Herzen trägt, ſo wird dieſes Schauſpiel den Zweifel entfernen. An den Früchten erkennſt du den Baum. Die Früchte der Hinrichtungen ſind Roheit, Hartherzigkeit, Stumpfſinn: Der Baum, der dieſe Früchte trägt, iſt ſchlecht, ihm gehört die Axt an die Wurzel.

Während dieſes Selbſtgeſprächs langte ich im

Städtchen an. Vor dem Wirtshauſe und darin wimmelte alles von Menſchen. Die dem Äußern nach angeſehenſten waren oben auf dem geräumigen Balkone des Gaſthofs verſammelt.

Ich hatte meinem Kutſcher Eile anbefohlen, indem mir dieſes wüſte Menſchengedränge in der Seele zuwider war. Allein er ſchien ſich nicht übermäßig zu ſputen. Es ward mir daher das Schauſpiel der zum Richtplatze geführten Schlachtopfer zu Teil. Den Zug eröffnete eine Abteilung Soldaten, ihnen folgten die Richter, welche das Bluturteil vollziehen ſollten mit ihren Gerichtsdienern, an dieſe ſchloß ſich der Scharfrichter in rotem Mantel, das Schwert unter dem Arme, und begleitet von zwei Henkersknechten, welche das Rad, mit dem der eine der beiden Unglücklichen zu Tode geſtampft werden ſollte, triumphierend trugen. Dann kam der eine der Grabgefährten, auf eine Kuhhaut gekettet, und von Pferden geſchleppt. Nie werde ich deſſen Anblick vergeſſen. Unmittelbar neben mir ſtanden zwei Frauensperſonen, welche ſchon längſt durch ihr Jammergeflüſter meine Aufmerkſamkeit erregt hatten. Als ſie den Unglücklichen an uns vorbeiſchleppen ſahen, brachen ſie in lautes Schluchzen und Weinen aus, das jener, als er ſie gewahr wurde, den Todeskampf ſchon im Herzen und auf dem Geſichte, mit gräßlichen Verzerrungen aller ſeiner Züge und aller

seiner Glieder beantwortete. Länger konnte ich mich nicht halten; ich rannte fort, weit, weit, bis ich mich allein wußte. Dann fiel ich matt zur Erde nieder und weinte bitterlich. O Gott, rief ich aus, in unsern Tälern sieht man keine solche Greuel.

Als ich zum Gasthaus zurückkehrte, kamen die Menschen gerade von dem Richtplatze wieder. Gegen meinen Willen mußte ich daher hören, das der Scharfrichter fehl gehauen habe, daß der erste Hieb den Arm, der zweite die Schulter, und erst der dritte und vierte den Hals getroffen und durchschnitten habe, daß dieser wie der andere beim Rädern so jämmerlich geschrieen habe. Und alles das erzählten sich die Menschen mit einer Art von Lust, erzählten die Väter ihren Söhnen, die Mütter ihren Töchtern. Unwillkürlich rief ich einem solchen erzählenden Vater zu: „Pfui, wie kann man solch' ein Schauspiel anzusehen kommen, solche Dinge zarten Kindern erzählen!" Gräßlich war die Antwort: „Ei so etwas sieht man nicht alle Tage, und mein Kleiner der soll sich ein Exempel daran nehmen."

Glücklicherweise waren meine Pferde endlich angespannt worden. Ich sprang in den Wagen, schloß die Augen und hielt mir die Ohren zu, um das widrige Gesumme nicht zu hören, das sich durch die Erzählung aller möglicher mit der Hinrichtung

in Verbindung ſtehender Geſchichten aller Orten bildete. Als wir eine Strecke gefahren waren, fiel ich in Schlaf; doch die Erinnerung an alles, was ich geſehen und gehört hatte, verſchwand nicht zu gleicher Zeit. Ich träumte, ich werde zum Richtplatze geführt. Schon ſah ich das Schaffott vor meinen Augen. Scheußlich grinſten mich die Henkersknechte an. Da ſchaute ich mich noch einmal um, ob denn in der großen Menſchenmaſſe, die mich umgab, kein fühlendes Herz ſich für mich bewege. Mein erſter Blick fiel auf dich, meine Urwaſi, und ich erwachte vor Entzücken.

Neuntes Kapitel.

Betrachtungen verſchiedener Art.

nter Liebe, im höhern, ſchönern Sinne des Worts, verſtehe ich das Gefühl geiſtiger Harmonie. Eine ſolche wird aber weder durch das Zuſammenwirken durchaus gleicher, noch durchaus verſchiedenartiger, ſondern durch die Vereinigung zwar gleichartiger, aber verſchiedener Töne gebildet. Zwei durchaus gleiche Töne bilden nur einen verſtärkten einfachen Ton, keine Harmonie. Zwei durchaus verſchiedenartige verletzen das Ohr, wenn man ſie zuſammen hört. In dem Kanonendonner verliert ſich das Zwitſchern der Nachtigall, und die Grille überſchreit die Lerche. Ein Punkt muß ſein, in welchem ſich die Töne vereinigen, und ſind deren nur zwei, ſo müſſen beide gleiche Bedeutung haben, damit eine Harmonie entſtehe.

Wo wahre Liebe herrſchen ſoll, müſſen die Liebenden auf gleichartiger Stufe geiſtiger Höhe ſtehen; trotz aller Verſchiedenheiten im Einzelnen, müſſen ſie im Herzen ein gleiches Ziel verfolgen.

Dieſes muß den Vereinigungspunkt der beiden Weſen bilden, die Harmonie zwiſchen ihnen begründen; durch das dauernde Streben nach demſelben muß die Harmonie dauernd unter ihnen erhalten werden.

Liebe und Haß in ihren höchſten Gradationen finden wir nur zwiſchen Weſen verſchiedener Geſchlechter: jene, weil zu der durch das Geſchlecht begründeten Verſchiedenheit nur Gleichartigkeit der Neigungen und der Kräfte hinzuzutreten braucht, damit eine Harmonie entſtehe; dieſer, weil, wenn die eben bezeichnete Gleichartigkeit nicht ſtatt findet, außer der hierdurch ſchon begründeten Verſchiedenheit noch diejenige hinzutritt, welche durch das Geſchlecht bedingt iſt.

Darin beſteht der Reiz jedes Zuſammenſeins, namentlich aber desjenigen in der Ehe, daß die Menſchen nicht warten, bis von der einen Seite etwas gefordert werde, ſondern daß ſie es leiſten, ſo lange es noch ein kaum angedeuteter Wunſch iſt. Dadurch können ſich die Menſchen gegenſeitig das irdiſche Leben zu einem paradieſiſchen erheben. Die Erfüllung einer Pflicht, nach vorgängiger beſtimmter Mahnung, wird demjenigen, dem ſie zu zu erfüllen iſt, keine oder doch keine große Freude machen, während die Erfüllung eines nur leiſe angedeuteten Wunſches dem Wünſchenden allerdings

große Freude bereiten muß. Umgekehrt ſollte man glauben, daß es jedem feiner fühlenden Menſchen viel angenehmer ſein müſſe, etwas zu tun, was noch nicht, als was bereits als Pflicht von ihm gefordert worden iſt.

Auf beiden Seiten entſteht alſo durch jene Handlungsweiſe offenbar Gewinn. Warum, frägt man ſich, iſt ſie dennoch ſo ſelten? Weil die Menſchen teils ihre Pflichten nicht genau kennen, teils aber auch den gekannten ſich gerne entziehen, und daher, während von der einen Seite blos ein entfernter darauf gerichteter Wunſch geäußert worden iſt, immer noch hoffen, der andere werde nicht weiter gehen, nicht als Pflicht verlangen, was er als ſolche verlangen kann. Je mehr er ſich dieſer Hoffnung hingegeben hat, deſto ſchwerer wird ihm ſpäter die Pflichterfüllung werden.

Es ſprechen die Menſchen viel von allen möglichen Geſetzen, nach welchen ihre gegenſeitigen Rechte und Pflichten beurkundet werden ſollen. Ich kenne nur deren drei, welche ewig ſind, d. h. ohne Anfang und ohne Ende: das Geſetz der Liebe, das Geſetz der Wahrheit und das Geſetz der Reinheit. Das erſtere entſpricht dem Gefühle des Menſchen und fordert ihn auf, ſich jedem lebenden Weſen mit Zuneigung zu nähern, daher keinem ohne Not-

wendigkeit Schmerzen, jedem nach Vermögen, Freude zu bereiten. Das Geſetz der Wahrheit entſpricht dem Erkenntnis-Vermögen des Menſchen und macht ihm zur Pflicht, nach richtiger Erkenntnis zu ſtreben, ſich zu bemühen, den Schein von der Wirklichkeit zu trennen, und durch Worte und Werke zur Verbreitung richtiger Erkenntnis und zur Entlarvung ſowohl trügeriſchen Scheins als abſichtloſen Irrtums nach Kräften zu wirken. Das Geſetz der Reinheit endlich entſpricht dem Darſtellungs-Vermögen des Menſchen und weiſt ihn an, nur ſolche Bilder in ſein Inneres aufzunehmen, welche ſein Weſen veredeln und erheben, alle ſolchen zu vermeiden, welche unedles, niedriges, gemeines darſtellen. Es lehrt ihn daher, in der Seele ſeiner Mitgeſchöpfe Bilder jener Art zu erwecken, Bilder dieſer Art zu verſcheuchen. Denn aus Bildern und Gedanken werden Gefühle, und aus dieſen Handlungen.

Schon auf dem Schiffe ſtieß es mich zurück, wenn ich ſah, wie die Anderen das Fleiſch von den Tieren verzehrten. Mit welchem Rechte, fragte ich ſie, tötet ihr die Tiere, um ihr Fleiſch zu eſſen? Zu antworten wußten die Schiffer freilich nichts, allein ſie aßen getroſt ihr Pökelfleiſch nach wie vor. Ich wäre lieber Hungers geſtorben, als

daß ich einen Biſſen davon berührt hätte. Aber jetzt iſt es viel ſchlimmer. Durch keine Straßen kann ich gehen, in welcher nicht arme, geſchlachtete Tiere ganz, oder in Stücke zerteilt, hingen. Alle Augenblicke höre ich das Jammergeſchrei der Tiere, welche man zur Schlachtbank führt, ſehe ich ihr Sträuben gegen das mörderiſche Meſſer des Schlächters. Noch immer frage ich oft den einen oder den andern der Menſchen, die mich umgeben: mit welchem Rechte ſie die Tiere, um ſie aufzuzehren, töteten; allein, erhalte ich eine Antwort, ſo beſteht ſie nur in nichts ſagenden Phraſen, oder einem widerlichen Gelächter.

Zehntes Kapitel.

Nachdem Mandaras wohl ein Jahr lang in Deutschland herumgezogen war, ließ er sich endlich auf der Universität Lindenberg nieder, um den Unterricht dieser hohen Schule zu genießen.

Seiner Neigung folgend, lebte er längere Zeit hindurch in strengster Abgeschiedenheit von aller Welt. Diese Lebensweise wurde ihm immer mehr Bedürfnis, je näher der Augenblick heranrückte, welcher ihm die lang ersehnte Antwort aus seiner Heimat bringen mußte. Es verging kein Tag, an welchem er nicht überlegte, welchen Inhalts sie wohl sein würde. Er schwankte hin, er schwankte her. Doch war die Hoffnung mächtiger in ihm, als die Furcht. In dem Innern seines Herzens stand trotz aller Zweifel der Gedanke ziemlich fest: „Urwasi's Vater kann nicht so grausam sein, mir meine Bitte zu verweigern, und gewiß erhalte ich Antwort von der Geliebten."

Endlich erschien der Brief aus der Heimat. Ohne einen Blick auf die Adresse zu werfen, erbrach er ihn schnell und suchte vor Allem, ob er nicht

einen Einſchluß von Urwaſi in ſich faſſe. Doch vergebens. Er fand nur einen Brief von ihrem Vater. Dieſer lautete wie folgt:

Geliebter Sohn! mit väterlicher Teilnahme habe ich Deinen im Angeſichte Europa's geſchriebenen Brief geleſen, ſo wie alle übrigen, die ihm beilagen. Ich habe ſie geleſen und wieder geleſen und mich gefragt: beſitzt, der ſie ſchrieb, einen ruhig feſten Charakter, verfolgt er in gleichmäßig fortſchreitender Richtung ein ſchönes Ziel? Meine Antwort war: ſein Charakter mag feſt ſein, d. h. er mag mit Beharrlichkeit wollen und ſtreben; allein die ruhige Feſtigkeit des Mannes fehlt ihm: er will, er ſtrebt mit Ungeſtüm, mit Ungeduld. Er mag ein ſchönes Ziel verfolgen, aber nicht in gleichmäßig fortſchreitender Richtung, ſondern in Sprüngen, welche ihn nicht ſelten von dem nach dem Ziele führenden Wege entfernen. Allerdings kann von der Jugend nicht die Ruhe und gleichmäßige Bewegung des Alters erwartet werden, allein das Streben aller derjenigen, welche es mit ihr gut meinen, muß dahin gehen, ſie dieſer Ruhe und Gleichmäßigkeit teilhaftig zu machen. Allerdings können von einem jungen Liebenden nicht dieſelben

Gefühle erwartet werden, welche einen Mann nach mehreren Jahren einer glücklichen Ehe beseelen. Allein Dein ganzes Wesen, geliebter Sohn, ist in lebendigere Unruhe, in größeres Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung versenkt, als auch einem jungen Liebenden erlaubt sein kann. Nur die Überzeugung, daß jene Unruhe und jenes Schwanken nicht zu dem ersehnten Ziele führe, vielmehr davon entferne, wird einem jungen Mann Mut und Kraft geben, sich dieser verderblichen Richtung seines Geistes zu wiedersetzen und sein Gemüt mit Ruhe und Gleichmäßigkeit zu erfüllen. Jene Überzeugung pflegt sich aber, wie auch Dein Beispiel, geliebter Sohn, beweist, nicht eher festzusetzen, als bis wiederholte Erfahrungen, nicht blos Worte, deren Richtigkeit bekundet haben.

Von unermeßlichen Folgen ist der Eintritt in die Ehe überall, aber insbesondere in unseren Tälern, bei der Einfachheit der Verhältnisse, in denen wir uns bewegen. Ist die Geliebte errungen, so ist das höchste Ziel der irdischen Wünsche erreicht, so handelt es sich nur noch darum, das erlangte zu bewahren, so ist die Bahn für das ganze Leben gebrochen, es handelt sich nur noch darum, auf derselben

fortzuwandeln. Das Eintreten in die Ehe bildet daher nicht nur die Grundlage des ganzen Leben in ihr, ſondern es bedingt, wegen der Wichtigkeit der letzteren, das wichtigſte Bildungsmittel des menſchlichen Charakters überhaupt. Eben weil mit dem Eintritte in dieſelbe das höchſte Ziel der irdiſchen Wünſche erreicht wird, geht zu gleicher Zeit auch das höchſte Bildungsmittel des Charakters verloren; weil das Leben in der Ehe nur eine Forſetzung des bereits begründeten ehelichen Zuſtandes iſt, muß der Charakter des in ſie tretenden ſchon vorher ſo beſchaffen ſein, daß er ſich nur in der einmal angenommenen Weiſe fortzubewegen braucht, um zu einem ſchönen Ziele zu gelangen.

Vergleiche nun dieſe Gedanken mit der Bitte, die Dein Brief enthält! Du kennſt das zarte Gemüt Urwaſi's, dieſes mir gleich Dir unendlich teuren Kindes; Du lebſt gewiß der Hoffnung, daß Deine Erklärung auf ihr jugendliches Herz einen tiefen Eindruck machen, daß Du eine günſtige Antwort erhalten werdeſt. Beſitzeſt Du dieſe, ſo haſt Du den höchſten Deiner Wünſche erreicht. Denn gern erkenne ich an, daß Deine Liebe rein iſt, daß Dein Herz ihr Herz, Deine Seele ihre Seele liebt. Was Dir

dann noch fehlt: Wiederſehen und Vereinigung iſt gerade bei Deiner Liebe, in Vergleich mit dem, was Du dann beſitzeſt, wenig. Was Du aber verlierſt, iſt viel, es iſt der mächtigſte Hebel Deines der Bildung noch ſehr bedürfenden Charakters und, bei der Beſchaffenheit Deiner Seele, die Ausſicht auf eine glückliche Zukunft für Dich und Urwaſi.

Dagegen haſt Du bei der Verzögerung Deiner Erklärung nichts zu befürchten. Hat meine Tochter Dein Herz noch nicht erkannt, ſo wird ſie es nie mehr erkennen; hat ſie es aber erkannt, ſo kann ihr über den Grund Deines bisherigen Stillſchweigens kein Zweifel ſein. Hat ein Jahre langes Zuſammenſein ihr nicht offenbart, daß Dein Herz für das ihrige geſchaffen ſei, ſo wird Dein Brief es ihr auch nicht offenbaren.

Daß Urwaſi Dir bei Deiner Abreiſe von hier mit herzlicher Freundſchaft zugetan war, daß ſie ſich keinem andern jungen Mann mehr als Dir genähert hatte, weißt Du; und ich bekräftige Dir jetzt, daß ſich ſeit Deiner Abreiſe hierin nichts verändert hat.

Damit Du indeß auch für die Zukunft vollkommen ruhig ſein kannſt, verſpreche ich Dir, Deinen Brief an Urwoſi ſorgfältig auf-

zubewahren und ihn ihr zu übergeben, sobald sich irgend ein Mann um sie bewerben sollte. Die Briefe aus Europa, die Du uns schreiben wirst, werden Dich bei uns allen und daher auch bei Urwasi in frischem Andenken erhalten. Nur Deine ersten und diese meine Antwort darauf muß ich vor ihr verheimlichen, weil ich ihr doch deren Inhalt nicht mitteilen könnte.

So lebe nun wohl, geliebter Sohn! Lasse den Mut nicht sinken, strebe kräftig nach Vervollkommnung; in diesem Streben liegt ja auch das Streben nach der Vereinigung mit Deiner Urwasi.

Lebe wohl!

Dein treuer Vater.

Mit der Hast eines Liebenden, der sein Urteil über Glück oder Verderben, über Leben oder Tod sucht, begann Mandaras den Brief zu lesen. Doch je länger er las, desto langsamer las er, bis er endlich die Gewißheit erlangt hatte, daß seine Bitte abgeschlagen, der innigste Wunsch seiner Seele nicht erfüllt worden sei. Dann hielt er inne, seufzte tief und begann von neuem zu lesen. Ein Strom von Tränen entstürzte seinen Augen, als er den zum zweitenmale gelesenen Brief aus der Hand

legte. Doch faßte er ſich ſchnell wieder, trocknete ſeine Tränen, erhob den Blick zum Himmel und rief aus: „Wie du willſt, Vater im Himmel! auch dieſe Prüfung werde ich mit Geduld zu ertragen ſuchen. Mein Gefühl für dich, o Urwaſi, iſt erhaben über die Trennung. Sollten wir uns auch erſt in vielen Jahren wiederſehen und ich bis dahin zum Schweigen verurteilt ſein, mit gleicher Wärme, wie jetzt, werd' ich ſtets für dich empfinden. Aber fühlſt auch du für mich? und wenn dein Herz auch jetzt für mich ſchlägt, wirſt du die Liebe, trotz meines Schweigens, mir bewahren?" Als Mandaras in ſolche Gedanken verſunken vor ſich hinblickte, fiel ſein Auge abermals auf die Adreſſe des Briefs und er gewahrte Urwaſi's Schriftzüge, welche neben die Ortsbeſtimmung „Lindenberg" die Worte hinzugefügt hatten: „in Deutſchland." Freudige Entzückung durchſtrömte bei dieſem Anblicke ſein ganzes Weſen. „Du haſt meinen Brief geſehen," rief er aus, „und wenn auch nicht geleſen, doch deſſen Inhalt im Geiſte erkannt, und jene Worte von deiner Hand bürgen mir für deine Gefühle. Keiner Klage will ich mehr in meinem Herzen Raum geben. Der Gedanke an dich, die Hoffnung, dich zu erringen, beſelige, ſtärke und erhebe mich!" —

Elftes Kapitel.

In ſolcher Stimmung lebte Mandaras noch mehrere Wochen ſich ſelbſt überlaſſen, bis eines Tages der Legationsrat von Sparer, an den er empfohlen worden war, ihn zu einer kleinen Tanzgeſellſchaft zu ſich entbot, welche Einladung der junge Einſiedler, um nicht unhöflich zu ſcheinen, annahm und ihr Folge leiſtete. Unter den anweſenden jungen Damen zeichnete ſich Leonore, die Tochter des Generals Spiegelfels, ſowohl durch ihre Schönheit, ihren Geiſt und ihre Anmut, als durch die Stellung, welche ihr Vater in der Geſellſchaft einnahm, vor allen übrigen aus. Selbſt Mandaras, welcher ſich, dem andern Geſchlechte gegenüber, nur mit einer Ausnahme, immer ziemlich kalt gezeigt hatte, fand in ihr ein gefühlvolles Herz und einen gebildeten Geiſt. Mehreremale führte ſie der Tanz zuſammen, doch dieſer ſelbſt ſchien ihnen Nebenſache zu ſein, ſo lebendig war der Gang ihrer Unterredung. Der indiſche Jüngling erzählte Leonoren von ſeinem Heimatlande, von den milderen Sitten, die dort walten, von der

Abweſenheit aller ſtörenden Formen des Zuſammenſeins, von den Freuden ſeiner Kindheit, von dem Schmerze bei ſeiner Trennung, von der Hoffnung auf Wiedervereinigung mit allen ſeinen dortigen Lieben. Leonore hörte mit ſichtbarer Teilnahme zu, ſtimmte zwar in das Lob ſeines Vaterlandes mit ein, pries dagegen aber auch die höhere Bildung des ihrigen, und erhob die Vorteile, welche ihm ſeine Anweſenheit in demſelben bereiten müßten. In ſolchen von beiden Seiten mit großer Lebendigkeit geführten Geſprächen wurden ſie durch den allgemeinen Aufbruch der Geſellſchaft geſtört, wie es ſchien, zum Mißvergnügen beider.

„Zum erſtenmale, ſeit ich mein heimatliches Tal verlaſſen habe," rief Mandaras beim Nachhauſegehen aus, „iſt mir heute die Freude einer gemütlichen Unterredung zuteil geworden!"

Durch ſein Erſcheinen in der Geſellſchaft des Legationsrats hatte Mandaras die Bahn zu ſeinem Eintritte in das höhere geſellſchaftliche Leben der Stadt Lindenberg gebrochen. Die Einladungen kamen immer häufiger und er ſchlug deren nicht viele aus, wenigſtens nicht ſolche, die ihm die Ausſicht eröffneten, Leonoren zu finden. Er zeichnete ſie vor allen übrigen Damen aus und auch ſie ſchien ihm beſonders gewogen. Mit Freuden nahm er daher die Aufforderung an, ſich einer ausgeſuchten

Geſellſchaft von Herren und Damen, unter welchen ſich auch der General Spiegelfels mit ſeiner Tochter befand, anzuſchließen, um mit ihr eine Luſtreiſe nach der benachbarten Felſeninſel Hefelberge zu machen. Bei günſtigem, jedoch faſt an Sturm grenzenden Winde beſtiegen die Reiſenden das zu dieſem Behufe gemietete Schiff und wurden, obgleich nicht ohne Gefahr, ſchnell an ihr Ziel geführt. Unter Spiel, Tanz und Vergnügen aller Art wurden auf der Inſel einige Tage zugebracht und dann mit neuem Mute die Rückfahrt angetreten. Allein dieſe ſchien der Gott der Winde nicht beſchleunigen zu wollen. Teils lavierend, teils auf ſeinen Ankern ruhend brachte das Schiff faſt eben ſo viele Tage mit derſelben zu, als Stunden auf der Hinfahrt. Es blieb daher mancher Augenblick, welcher durch Geſang, Deklamation und Spiele nicht ausgefüllt wurde, zu Unterredungen offen. Schon auf der Hinfahrt war von mehreren Seiten bemerkt worden, daß Mandaras ſich aller Fleiſchſpeiſen enthalte; allein es war hierauf nicht weiter geachtet worden. Jetzt aber fiel dieſe Enthaltſamkeit allgemein auf, weshalb er denn auch darüber von den Damen zur Rede geſtellt wurde. Er erwiderte ganz offen, daß er deshalb keine Fleiſchſpeiſen zu ſich nehme, weil er es für unrecht halte, Tiere zu töten, um ihr Fleiſch zu eſſen, und fuhr ſodann fort:

„Von ihnen, meine Damen, hoffe ich desfalls eher, als von den Herren Beiſtimmung zu erlangen. Sagen ſie: könnten ſie mit ihren Händen ein zartes Lamm, eine ſanfte Taube, mit denen ſie vielleicht geſtern noch freudig ſpielten, heute töten? Sie antworten nicht? Sie wagen es nicht zu ſagen, daß ſie es könnten! Ein hartes Herz würden ſie verraten, wenn ſie meine Frage bejahten! Allein warum können ſie es nicht? Warum tut es ihnen weh, wenn ſie wehrloſe Tiere zur Schlachtbank führen ſehen? Weil ſie in dem Innern ihrer Seele fühlen, daß es Unrecht iſt, wehrloſe, unſchuldige Tiere zu töten! Mit ganz anderen Gefühlen werden ſie die Tötung eines Tigers, der einen Menſchen anfällt, anſehen, als diejenige eines Lammes, das noch niemanden ein Leid zugefügt hat: natürlich, jenem geſchieht Recht, dieſem Unrecht. Folgen ſie der innern Stimme ihres Herzens, töten ſie keine wehrloſen Tiere mehr und befördern ſie nicht deren Tötung dadurch, daß ſie ihr Fleiſch eſſen!“

Dieſe Worte wurden von den zuhörenden Damen zwar mit Stille, jedoch, wie ihm däuchte, nicht wohlgefällig vernommen; nur auf Leonoren ſchienen ſie einen günſtigen Eindruck gemacht zu haben! „In der Tat,“ erwiederte dieſe, während alle übrigen ſchwiegen, „auch mir ſcheint es nicht recht zu ſein,

arme Tiere blos deswegen zu töten, damit wir ihr Fleiſch uns zueignen können. Ich werde verſuchen, ihrem Beiſpiel zu folgen, Mandaras, und von heute an mich aller Fleiſchſpeiſen zu enthalten. Ich geſtehe aber, daß ich nicht weiß, ob ich die Kraft haben werde, dieſem Entſchluſſe treu zu bleiben.“ Mandaras ermunterte ſie zur Ausdauer und bemerkte dabei: „Gewiß wird es ſie nicht reuen, dieſen Vorſatz zu erfüllen. Er iſt wichtiger, als ſie vielleicht glauben. Der Menſch, welcher mit Aufopferung begründeter Gewohnheiten und im Kampfe mit der ihn umgebenden Welt, ſich etwas verſagt, um, was an ihm liegt, lebenden und fühlenden Weſen Verfolgung und Tod zu erſparen, wird milder und liebevoller werden. Der Menſch, welcher der Tierwelt gegenüber hart iſt, wird es mehr oder weniger auch den Menſchen gegenüber ſein. Allein wer ſich ſchon ſcheut, dem Tiere Schmerzen zu bereiten, wird ſich noch mehr ſcheuen, den Menſchen ſolche zu verurſachen.“

Leonore ſchien ganz auf dieſe Gedanken einzugehen und enthielt ſich auch wirklich aller Fleiſchſpeiſen, ſo lange ſie ſich noch auf dem Schiffe befand. Dieſes Eingehen auf ſeine Ideen machte dem jungen Indier viele Freude. Hatte er ſich früher ſchon beſonders viel mit Leonoren unterhalten, hatte er früher ſchon ihr alle geſellſchaftlichen Aufmerk-

ſamkeiten in beſonders hohem Grade zugewendet, ſo bemühte er ſich jetzt noch weit mehr als zuvor um ſie. Dieſes wurde freilich bemerkt, allein eben ſo ſchnell wieder vergeſſen, da nach der Rückkehr von der Seereiſe die beiden jungen Leutchen ſich nur ſehr ſelten ſahen, und auch dann alles, was hätte Aufſehen erregen können, ſorgfältig vermieden, ſo daß ſelbſt die alles beſprechende Fama ihre Namen nicht in ihre Regiſter aufnahm. Ein unglücklicher Zufall führte ſie jedoch in dieſe ein.

Auf einem Balle, welcher einige Zeit nach jener Seereiſe ſtattfand, erſchienen nämlich zu gleicher Zeit Mandaras und ein gewiſſer Leutnant, den wir Faberer nennen wollten, vor Leonoren, um ſie zum Tanze zu führen. Dieſe gab, um Verzeihung bittend zu, aus Verſehen beiden den Tanz zugeſagt zu haben, worauf Mandaras das Fräulein bat, zu entſcheiden, welcher von ihnen zuerſt die Zuſage erhalten habe, und dieſem den Tanz zu gewähren. Leonore entſchied für ihn. Nichts deſto weniger behauptete deſſen Gegner, und zwar auf eine etwas rauhe Weiſe, den Tanz zuerſt zugeſagt erhalten zu haben. Mandaras erwiderte: „das Fräulein hat entſchieden,“ und eröffnete, ohne auf die weitere Einſprache des Leutnants zu achten, mit Leonoren den Tanz. Kaum war indes dieſer beendigt, als ſein erzürnter Gegner ihn bei Seite rief

und auf Pistolen forderte. Mandaras erwiderte ihm, „er halte das Duell für einen durchaus nicht zu rechtfertigenden, auf einem Vorurteile beruhenden Kampf; er werde wissentlich nichts tun, was er nicht glaube rechtfertigen zu können, er werde sich wissentlich vor keinem Vorurteile beugen, er nehme daher seine Herausforderung nicht an. Allein ihm läge viel daran, auch nicht den leisesten Verdacht zu erregen, als fehle es ihm an Mut. Wenn daher der Herr Leutnant glaube, daß seine Ehre fordere, daß er auf ihn (Mandaras) schösse, so möge er es tun, er sei bereit, ihm zu folgen, wohin er wolle. Allein er seinerseits werde nicht wieder schießen."

„Das mögen sie halten, wie sie wollen," versetzte sein Gegner, „sie haben mich beleidigt, sind mir Genugtuung schuldig; diese kann ich nur in ihrem oder meinem Blute finden. Ob sie schießen wollen, oder nicht, ist ihre Sache; ich werde schießen."

M. Gut! Allein ich wiederhole es ihnen: es ist kein Duell, das sie mit mir haben werden. Ich habe ihren Antrag abgelehnt.

F. Auf solche Unterscheidungen lasse ich mich nicht ein. Sie haben mich beleidigt. Meine Ehre fordert Rache. Folgen sie mir!

Mit diesen Worten ging er voran, einen seiner Bekannten am Arme führend. Mandaras folgte,

begleitet von einem der ſeinigen. Im Hauſe des Offiziers wurden Piſtolen geholt. Bald hatten ſie die Stadt im Rücken und fanden ſich in einem kleinen einſamen Wäldchen. In deſſen Mitte angelangt, machte der Führer des Zugs Halt und ſagte: „hier können wir uns ſchießen,“ und ſich zu ſeinem und Mandaras Begleiter wendend: „meine Herren, meſſen ſie die Entfernung ab!“ Letzterer erwiderte, „da ſich Mandaras mit ihm nicht zu duellieren gedenke, ſo ſei kein Grund vorhanden, eine Entfernung abzumeſſen. Der Herr Leutnant möge ſich hinſtellen, wohin er wolle, ſo ſei er ein gewöhnlicher Mörder, falls er ſeinen Freund erſchöſſe.“

F. „Sie kennen die Geſetze der Ehre nicht. Wenn ſie die Diſtanz nicht nehmen wollen, ſo wird es mein Freund tun.“

„Mein Herr,“ verſetzte Mandaras' Gefährte, ſich zu demjenigen Faberer's wendend, „wenn ſie die Geſetze der Ehre verſtehen, wie ich, werden ſie ihre Hände nicht zur Ermordung eines Menſchen bieten.“ Als aber dieſer, unſchlüſſig, was er tun und ſagen ſollte, hin und her ſchwankte und ſtille ſchwieg, rief ihm Mandaras' zornentbrannter Gegner zu: „Wie, Freund, ſiehſt du nicht, daß dieſe Herren nur Flauſen machen, daß nur die Feigheit ihnen ihre ſchönen Worte eingiebt?“

Bis dahin hatte Mandaras ruhig zur Seite geſtanden, ohne, wie es ſchien, auf das Geſpräch der anderen zu achten. Bei jenen Worten aber fuhr er auf, ergriff ſeinen und ſeines Gegners Begleiter raſch bei den Armen, führte ſie mehrere Schritte zur Seite, ſtellte ſich einige Schritte von ſeinem Gegner entfernt, demſelben gegenüber, und rief ihm zu:

„Nun magſt du ſchießen, wenn du willſt.“

Faberer ſchien mit dieſer Wendung der Sache nicht unzufrieden zu ſein. Er bot Mandaras ſofort die eine der beiden mitgebrachten Piſtolen an, legte ſie, als dieſer ſich weigerte, ſie anzunehmen, vor ihm auf die Erde nieder, kehrte auf ſeine frühere Stelle zurück und rief unſerm jungen Freunde zu: ergreifen ſie ihre Piſtole, ich zähle drei und ſchieße dann. Als ihm aber Mandaras mit ruhiger Gleichgültigkeit, ohne zu anworten, in's Geſicht ſah, ſo zählte Faberer eins, zwei, drei, ſchoß, und Mandaras ſtürzte nieder.

Die Kugel hatte ſein rechtes Bein durchbohrt, jedoch glücklicherweiſe, ohne den Knochen zu verletzen. Der Verwundete wurde in die Stadt gebracht. Der Wundarzt mußte von demſelben Balle abberufen werden, auf welchem ſich der Streit entſponnen hatte. Schon früher war das Verſchwinden Mandaras' und der drei übrigen jungen Leute

bemerkt worden. Jetzt flüsterte man sich die ganze Geschichte, jedoch mit mancherlei Ausschmückungen und Übertreibungen in die Ohren. Man sagte, Mandaras sei tot, Leonore sei bei der Todesnachricht in Ohnmacht gefallen u. s. w. Die Tanzgesellschaft zerstreute sich schnell. Leonore hatte sie schon früher verlassen. Allgemein war der Unwille gegen Faberer, allgemein ward seine Tat als eine ehrwidrige, als eine verbrecherische bezeichnet. Er mußte fliehen, um sich gerichtlicher Verfolgung zu entziehen; allein der Ausstoßung aus dem Regimente und der auf ihm haftenden Verachtung konnte er nicht entgehen.

Mandaras erholte sich langsam von seiner Wunde. Mehrere Wochen vergingen, ehe er das Bett, mehrere wiederum ehe er das Zimmer verlassen konnte. Der General Spiegelfels ließ sich regelmäßig nach seinem Befinden erkundigen. Von allen Seiten wurden ihm Beweise reger Teilnahme gegeben. Kaum war er wieder hergestellt, so kamen die Einladungen in Masse. Allein er nahm keine an. Mit unabläßigem Fleiße suchte er die Lücken der Vergangenheit auszufüllen und sonst seine wissenschaftliche Ausbildung zu erweitern und fester zu begründen.

Die Richtung seiner Seele war unveränderlich dieselbe geblieben. Mit der größten Spannung sah

er Briefen von Urwasi's Vater entgegen. Nur diese erwartete er noch, um Lindenberg zu verlassen und sich einen andern Ort zur Fortsetzung seiner Studien auszuersehen. Alle seine Einrichtungen waren so getroffen, daß er unmittelbar nach deren Empfang abreisen konnte.

Die Stimmung seiner Seele erhellt wohl am deutlichsten aus folgenden Stellen seines Tagebuchs.

Zwölftes Kapitel.

ie mir mein Tun und Treiben, mein Schalten und Walten so leer erscheint! Was ist mir denn hier bedeutungsvoll? Im Anfange ja, war mir alles neu, schien mir manches groß und tief, das sich mir jetzt gar klein und flach darstellt. Ich besuche meine Stunden und durchblättre meine Bücher, ich schreibe und sammle. Aber gibt mir dies eine freudige Stunde? Will ich Freude haben, so muß ich meine Hefte von mir werfen, muß ich die Augen schließen, damit ich nicht gewahre, wo ich bin, muß ich mit meinen Blicken weit hin über Meere, über Berge ziehn. Dort finden sie ein Tal, wo sie gerne weilen, nur eines auf der ganzen Erde. Die Phantasie muß es mir geben, da die Wirklichkeit mich von ihm trennt. Werde ich mich immer mit Bildern begnügen müssen? werde ich nie wirkliche Gestalten der Freude erkennen?

Du hast mir dein Wort gegeben, Urwasi, und du hältst, was du auch nur leise angedeutet hast.

Mögen Jahre ſchwinden, bis wir uns wieder vereinigen, unſre Liebe wird nicht vergehen. Was tief verborgen in unſern Herzen ruht, iſt feſt begründet, trotzt dem Lauf der Zeit. Aber werden wir uns wiederfinden? Werden wir in der vollen Blüte unſers Daſeins, noch ehe der Schmerz der Entbehrung die Fähigkeit zur Freude zerſtört hat, uns liebend umarmen? Oft verliere ich faſt alle, alle Hoffnung, Nur mein Vertrauen auf die allwaltende Gottheit hält mich aufrecht. Ohne dieſes ginge ich unter, nur dieſes macht mir die Trennung ohne Wechſelwort erträglich. Ohne Wechſelwort? Undankbarer! Nimm jenen Brief, blick' auf die Züge der geliebten Hand! Ja, nicht ohne Wechſelwort! Ein Wort, freilich nur eines haben wir ausgetauſcht, aber dieſes eine ſpricht alles aus, was in unſern Herzen wohnt. Ja, du ahnſt, daß ich dich liebe! Ja, ich darf ahnen, daß du mich liebſt!

Brüte nicht immer über dunkeln Bildern! Wo iſt deine frühere Heiterkeit? Dort wo Urwaſi weilt; dort nur kannſt du ſie wieder finden! O es iſt hart, ſo ganz von ihr geſchieden zu ſein und nur ſo wenig zu haben, woran ſich die Erinnerung feſthalten kann! Keinen Kuß, keinen Druck der Liebe, kein Wort des Gefühls haben wir jemals gewagt.

Doch unſre Hände berührten ſich. Wie mir das durch Mark und Bein zum Herzen drang! ſo ſanft, ſo mild und doch ſo tief! Du gutes Kind, boteſt ſo freundlich, ſo lieblich deine zarte, feine Rechte, um zu prüfen, welche weiter zu ſpannen vermöchte, die deinige oder die meinige. Nur zwei Fingerſpitzen traten zuſammen, auf einen Augenblick. Dann war's vorbei. Jahre ſind ſeitdem verfloſſen und dennoch fühl' ich es noch. Und dann jenes zweite, letztemal, als ich die Kraft meiner Hand rühmte und lächelnd ſagte, ein Finger von mir ſei ſtärker als ihre ganze Hand und ſie es nicht glauben wollte und ſie mir gleich entgegenhielt und ich in einem Nu mit einem Finger ſie drückte, daß das arme Kind vor mir auf die Knie ſank; und wie ſie dabei ſo ſanft ausſah und auch blieb, als ich ihr meine Übergewalt ſo ſtark hatte fühlen laſſen! — Doch dieſe Tage ſind dahin. Ich kann ihr hier die Hand nicht reichen.

Oft frage ich mich: iſt es Mangel an Liebe, oder Mangel an Kraft, den der Vater mir vorwirft und welcher die Urſache unſrer Trennung bildet? *Die wahre Liebe bedarf keiner äußeren Schranken.* Sie hält ſich ſelbſt innerhalb ihres ſegensreichen Gebiets; und wo Kraft iſt, da muß ſie ſich in jedem Verhältnis des Lebens

und insbesondere in der Liebe kund tun. Es fehlt dir also wohl an Liebe und an Kraft. Noch immer? Noch immer? Ich bin doch jetzt weit ernster geworden, als ich früher war; ob ruhiger, ob liebender? Liebender gewiß; aber ruhiger? Oft scheint es mir, oft aber auch nicht.

Äußere Ruhe und innerer Sturm, äußerer Friede und innerer Krieg, wie oft seid ihr gepaart! Den tiefen Menschen ergründet kein fremder Blick. Fahret fort mich ruhig zu nennen! Eure Worte werden mich nicht irre leiten.

Hoffnung, Hoffnung verlasse mich nicht, du einziger Stab des Gebeugten! Wenn auch du mich verließest, was bliebe mir dann? Der Mensch bedarf des äußern Sporns. Wie er sich auch bemühe: ohne Fürchten, ohne Hoffen kann er nicht sein, wird er nie vorwärts schreiten. Aber ich fürchte mehr, als ich hoffe, entbehre mehr, als ich besitze, fühle mehr Schmerz als Freude. Jahre sind es, seit ich nichts habe, als eine ferne, ferne Hoffnung. Noch ist sie mächtig in meiner Seele und wird es immer, immer bleiben; aber auch die Furcht, die früher kaum leise an mir vorüberzog, fängt an sich in meinem Innern festzusetzen. Verbanne sie! Fürchte nicht, hoffe nur! Wohl mancher sagte: du hast so lange gehofft; alles hat Maß und Ziel,

auch die Hoffnung! nun übergib dich der Furcht!

Nein, nein, nein! ich will hoffen, muß ja hoffen, um sein zu können.

Denkt der Vater wohl, welche Gefühle seines Sohnes Brust bewohnen? Ach, er ahnt nicht ihren Umfang, ihre Tiefe. Er würde ihnen eine andere Richtung geben, wenn er sie kennte. Und, Urwasi, wie geht es dir? Wenn du leidest, so leidest du still. Wenn du weinest, so sieht nur der Vater im Himmel deine Tränen, wenn du seufzest, so hört dich kein lebendes Wesen. Hört doch auch niemand meine Klagen, sieht doch auch niemand meine Tränen! Nennt man mich nicht den heiteren Mandaras?! —

Dreizehntes Kapitel.

Als die Legationsräthin von Sparer erfuhr, daß Mandaras Lindenberg ſchon bald zu verlaſſen und bis dahin ganz zurückgezogen zu leben gedenke, ſo ließ ſie ihn zu einem Mittagsmahle ohne Fleiſchſpeiſen zu ſich bitten, welche freundliche Einladung jener auszuſchlagen für undankbar gehalten hätte. Er nahm ſie daher an. Bei dem Mahle ſelbſt wurde, wie zu erwarten ſtand, über die Urſache des Wegbleibens aller Fleiſchſpeiſen viel geſprochen. Gleich zu Anfange der Tafel wurde Mandaras von einem anweſenden Geiſtlichen aufgefordert, ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand darzulegen, wozu er ſich gern bereit erklärte und demzufolge anhob:

Ich gehe von dem allgemeinen Grundſatze aus, daß es unrecht iſt, einem lebenden und fühlenden Weſen aus egoiſtiſchen Gründen Schmerzen zu bereiten. Dieſer Satz kann von niemanden in Abrede geſtellt werden, welcher nicht die Sittenlehre in ihren Fundamenten erſchüttern will. Die Tiere ſind fühlende Weſen und freuen ſich ihres Lebens;

es iſt alſo unrecht, ihnen dieſes aus egoiſtiſchen Gründen zu nehmen. Nur die Selbſtſucht iſt es aber, welche ſie zur Schlachtbank führt. Ihr Fleiſch wollen die Menſchen, darum morden ſie die Tiere.

Nachdem Mandaras dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſtanden von allen Seiten Gegner auf. Ein Doctor medicinae ergriff zuerſt das Wort und ſagte lebendig, ſchon der menſchliche Körperbau beweiſe, daß der Menſch von der Natur zum Fleiſcheſſen beſtimmt ſei.

Mandaras entgegnete: ihm ſcheine, daß ſelbſt die körperliche Beſchaffenheit der Menſchen ſich gegen die Fleiſchſpeiſen erhebe. Der Tiger, der Bär, der Löwe, kurz alle eigentlich fleiſchfreſſenden Tiere holten ihre Beute im Laufe, im Fluge oder ſchwimmend ein, zerriſſen ſie mit ihren Krallen und Zähnen und verzehrten ſie unmittelbar, nachdem ſie ſie getötet hätten. Der Menſch dagegen könne auf dieſe Weiſe die Tiere, deren Fleiſch er eſſe, entweder nicht fangen, oder nicht töten, garnicht in ſeinen Magen befördern, garnicht verdauen. Mit Kunſt müſſe er ſuchen, der wilden Tiere habhaft zu werden, mit Waffen dieſe wie die zahmen töten. Künſtlich müſſe deren Fleiſch bereitet, gekocht, gebraten, geräuchert, mit Meſſern zerlegt und zerſchnitten werden, damit er es zu ſich nehmen könne. Nicht die Natur, ſondern erſt die Kunſt biete ihm

daher Fleiſchſpeiſen dar. Übrigens würde auch aus der entgegengeſetzten Annahme nichts gegen ſeine Anſicht abgeleitet werden können, indem der Menſch nicht blos tieriſche Triebe, ſondern auch einen höhern Geiſt habe. Jene führten ihn zur Unmäßigkeit, zur Völlerei und ſo vielem andern Böſen. Hieraus folge doch keineswegs, daß der Menſch beſtimmt ſei, ſolche Niedrigkeiten zu begehen. Die Vorſehung habe ihm vielmehr Vernunft gegeben, um zu prüfen, was recht und gut ſei, und Willenskraft, um das für gut erkannte zu vollführen, das für unrecht erkannte zu meiden. Damit aber dieſe Seelenkräfte Wert hätten, müſſe der Menſch notwendig ſo beſchaffen ſein, daß er auch Neigungen zum Unrechttun in ſich trage. Denn gerade nur bei dem Widerſtreite eines guten und böſen Prinzips ſei Übung der Vernunft und der Willenskraft denkbar.

Der Doktor ergab ſich indeß noch nicht. Er eiferte weiter: In der ganzen Natur ſehe man, wie das untergeordnete Weſen dem höhern dienſtbar ſei. Wie der Menſch das Tier, ſo freſſe das ſtärkere Tier das ſchwächere und auch das ſchwächſte die Pflanzen auf. Gerade hierin zeige ſich die hohe Weisheit Gottes, da in dieſer Art nichts verloren gehe, ſondern alles ſich wechſelweiſe diene und unterſtütze.

M. Mir ſchien von jeher darin die höchſte Weisheit Gottes ſich auszuſprechen, daß er die unendliche Welt in geregeltem Gange erhalte und dennoch dem kleinſten Weſen in ſeiner Sphäre Freiheit laſſe. Je größer der Kreis iſt, in welchem ſich ein Weſen frei bewegen kann, deſto größer iſt die Stufe ſeiner Vollkommenheit. Die Sphäre des Menſchen iſt größer als diejenige des Tiers. Der Wolf wird es nie dahin bringen, ſich die Fleiſchſpeiſen aus eignem Antriebe abzugewöhnen, dennoch finden wir wohl nicht zwei Wölfe auf der ganzen Erde, welche einen vollkommen gleichen Grad von Wildheit, von Schlauheit, von Wut beſitzen. Der eine wird immer in manchen Beziehungen von dem andern verſchieden ſein; und den Grund dieſer Verſchiedenheit erkenne ich hauptſächlich in der Verſchiedenheit der Art und Weiſe, wie ſie, innerhalb der ihnen vorgezeichneten Sphäre, ihre Willenstätigkeit ausgeübt haben. Dem ſei übrigens, wie ihm wolle, ſo leuchtet es ein, daß, wie wir ſehen, daß der ſchwächere dem ſtärkern überall dienſtbar zu ſein pflegt, wir auch ſehen, daß überall gelogen, betrogen, gemordet und ſchändliches jeder Art begangen wird. Folgt aber daraus, daß wir auch lügen, betrügen und morden ſollen? Der Menſch, welcher durch das Beiſpiel der Raubtiere, d. h. der zwar, was

phyſiſche Stärke betrifft, auf der höchſten, aber in moraliſcher Beziehung auf der niedrigſten Stufe der Tierwelt ſtehenden Weſen — ſeine Handlungsweiſe rechtfertigen will, muß notwendig auf alle die Vorzüge Verzicht leiſten, welche ſein höherer Geiſt ihm vor jenen erteilt. Gerade der Gegenſatz zwiſchen dem Tiger, der Hyäne, dem Leoparden einerſeits, dem Elephanten, dem Kamele, dem Pferde andererſeits zeigt uns übrigens den mächtigen Einfluß der Nahrung auf den Charakter und gewiß nicht zu Gunſten der Fleiſchſpeiſen. Nicht dem Beiſpiele niedriger, ſondern höher ſtehender Weſen ſoll der Menſch nachzueifern ſtreben. Nicht die Tiere, ſondern die Engel zu Vorbildern wählen. Dieſe letzteren wird ſich aber wohl niemand fleiſchfreſſend denken. Das Aufzehren vegetabiliſcher Speiſen iſt mit demjenigen tieriſcher durchaus nicht auf gleiche Stufe zu ſtellen. Die Pflanze gibt uns auf keine Weiſe zu verſtehen, daß ſie zum Bewußtſein von Schmerzen und Freuden gelange, das Tier dagegen ſpricht dieſes auf's allerbeſtimmteſte aus.

„Das mag alles recht ſchön und gut ſein," fiel die Hausfrau ein, „aber um Gottes willen, wie ſollte denn eine Hausfrau fertig werden, wenn ſie allen ihren Gäſten die Fleiſchſpeiſen vorenthalten müßte?"

M. Gerade ſo wie unſere Hausfrauen im Tale

Suty; gerade so wie z. B. unsere Hauswirtin heute.

H. Ja! im Tale Suty mag manches möglich sein, was hier zu Lande unmöglich sein würde; und einmal läßt sich ausnahmsweise etwas einrichten, was ein für alle male unmöglich wäre.

M. Recht zu tun und das Unrecht zu meiden, ist überall und immer möglich. Steht aber einmal fest, daß dieses oder jenes unrecht sei, so darf es nicht geübt werden, es werde daraus, was da wolle. Übrigens haben sich von jeher alle Diejenigen, welche der Beseitigung eines herrschenden Vorurteils widerstrebten, auf Unmöglichkeit berufen. Unmöglich, sagte man, sei es, ohne Stockprügel ein Heer in Ordnung zu halten, unmöglich, ohne Tortur die Kriminaljustiz zu handhaben u. d. m. Die Erfahrung hat aber jetzt, gleichwie schon früher die Abstraktion, gelehrt, daß durch die Abschaffung jener grausamen Strafen nicht nur kein Nachteil, sondern im Gegenteile großer Gewinn erwachsen ist.

„Bei ihren Grundsätzen," warf ein anderer der Gäste ein, „kommen Sie am Ende dahin, sich von den Tieren auffressen zu lassen, statt sie aufzuzehren."

M. Keineswegs! Wie ich glaube, daß ich mich mit Recht gegen die unbefugten Angriffe der Menschen verteidige, so auch gegen diejenigen der Tiere. Wie ich den menschlichen Räuber, der mich und

mein Eigentum angreift, mit Gewalt zurücktreibe und im äußerſten Falle, um mich zu retten, ſelbſt töte, ſo auch das Tier, welches auf mich einen ähnlichen Angriff macht. Allein die Menſchen ſchlachten hauptſächlich wehrloſe, zahme Tiere.

Schon ſeit längerer Zeit hatte der Herr Profeſſor Bucher, welcher in dem Rufe eines tiefen Denkers ſtand, ſich in die Unterredung zu miſchen geſucht. Jetzt, da eine Pauſe entſtand, ergriff er das Wort und ſagte:

Wir können doch nicht annehmen, daß es in der Abſicht der Gottheit liege, daß ganze Völkerſchaften ausſterben und verderben ſollen. Würden aber die Lappländer und ſo viele andere Völkerſchaften, namentlich der Polarländer, aufhören, Fleiſch zu eſſen, ſo würden ſie geradezu verhungern müſſen. Schon hieraus ſcheint ſich zu ergeben, daß das Tierfleiſch eine dem göttlichen Willen entſprechende Speiſe iſt.

M. Daß es in dem Plane der Gottheit liegen könne, ganze Völkerſchaften untergehen zu laſſen, beweiſt die Geſchichte hinreichend, indem deren viele untergegangen ſind. Ich erinnere nur an die große Flut, welche hier zu Lande unter dem Namen der Sündflut bekannt iſt. Übrigens würde aber auch die entgegengeſetzte Annahme nicht gegen meine Anſicht ſprechen. Denn wie die Gottheit weiß, daß

die Lappländer und andere Völker im jetzigen Augenblicke ohne Fleiſchſpeiſen verhungern müßten, ſo weiß ſie auch, daß nicht urplötzlich der Vorſatz in ihrem Herzen entſtehen werde, kein Fleiſch mehr zu eſſen. In einem Lande, wie Lappland, wird kein einziger Menſch, geſchweige denn das ganze Volk, auf den Gedanken der Rechtswidrigkeit der Fleiſchſpeiſen kommen, und eben deswegen wird kein einziger Menſch infolge meiner Anſicht dort des Hungertodes ſterben. Allein käme auch wirklich ein einzelner Menſch oder eine Mehrzahl ſolcher in den Fall, ſich nicht anders als durch die Tötung von Tieren vom Hungertode retten zu können, ſo würde immer vor allem die Frage zu beantworten ſein, ob ſie hierzu das Recht hätten? Steht es feſt, daß der Menſch nicht das Recht hat, aus egoiſtiſchen Gründen einem lebenden und fühlenden Weſen Schmerzen zu bereiten und insbeſondere ihm das Leben zu nehmen, ſo kann es nicht in Abrede geſtellt werden, daß jeder einzelne Menſch, alſo auch jede Mehrzahl derſelben beſſer tun würde, ſich dem Hungertode auszuſetzen, als Tiere zu jenem Zwecke zu töten. *Denn es iſt beſſer ſterben, als Unrecht tun.* Eben deshalb wird es gewiß auch für Unrecht gehalten, ſich durch das Töten und Braten eines Menſchen vom Hungertode zu befreien. Dieſelben Gründe treten hier wie dort

ein, nur allerdings in Betreff der Menſchen in erhöhtem Maße, weil ſie uns näher ſtehen als die Tiere.

„Ich muß geſtehen," bemerkte der Hausherr, „ich halte viel auf die Moral; allein man muß die Sache nicht auf die Spitze ſtellen. Wenn wir ſo weit gehen wollten, als Sie verlangen, ſo hätte der Menſch keinen frohen Augenblick mehr. Wäre es in der Tat unrecht, Tiere zu ſchlachten, ſo müßte die Stimme unſers Gewiſſens uns dieſes ſagen."

M. Mir ſagt es die Stimme meines Gewiſſens mit vollkommener Deutlichkeit; vielen anderen Menſchen wenigſtens nicht ganz undeutlich. Denn das unangenehme Gefühl, welches alle feiner fühlenden Menſchen empfinden, wenn ſie Tiere zur Schlachtbank führen ſehen, vor Schmerz und Todesangſt winſeln hören, iſt nichts anders, als jene Stimme, welche freilich hier zu Lande wegen der allgemeinen Verbreitung blutiger Speiſen etwas geſchwächt zu ſein pflegt. Glauben Sie nicht, daß die Griechen gegen diejenigen, welche das Ausſetzen und Töten der Kinder, die dem Willen des Vaters zufolge, nicht erzogen werden ſollten, als grauſam getadelt hätten, oder daß die Römer gegen diejenigen, welche ihre Fechterſpiele unmoraliſch und abſcheulich genannt hätten, aus gleichen Gründen, wie Sie gegen mich zu Felde gezogen wären? Ohne allen

Zweifel würden ſie geſagt haben, das heiße zu weit gehen in der Moral. Mir ſcheint es dagegen, daß man in allem Guten nie zu weit, ja niemals weit genug gehen könne, inſofern wir gleichmäßig fortſchreiten ohne Einſeitigkeit und mit demjenigen ruhig feſten Gange, welcher Rückſchritte nicht beſorgen läßt. Auch wenn wir in der Tat den guten Willen haben, nach Vervollkommnung zu ſtreben, werden wir, bei unſerer Schwäche, dennoch immer nur langſam vorwärts ſchreiten; allein Derjenige, welcher einſieht, daß dieſe oder jene Handlung den Moralgeſetzen nicht entſpreche und ſie dennoch wiſſentlich vornimmt, der zeigt, daß er nicht einmal den Willen hat, ſich zu verbeſſern.

„Bei Ihren Anſichten," fiel der penſionierte Oberforſtmeiſter Laderburg ein, „halten Sie wohl gar auch die Jagd für unrecht?"

M. Allerdings! und zwar in beſonders hohem Grade, inſofern ſie lediglich zum Vergnügen vorgenommen wird. Mir ſcheint es, daß Derjenige kein fühlendes Herz in der Bruſt, nur wenig nachgedacht haben oder durch die Macht der herrſchenden Anſicht und der begründeten Gewohnheit ſehr verblendet ſein müſſe, welcher Freude daran empfinden kann, lebende Weſen bis auf den Tod zu verfolgen. Das fühlende Herz fehlt Demjenigen, welcher einſieht, daß er durch ſein Jagen dem ge-

jagten Tiere Schmerzen bereitet und es doch nicht unterläßt, ungeachtet er keinen andern Grund hat, dem Wilde nachzuſtellen, als ſein Vergnügen, nicht Selbſtverteidigung; wenig nachgedacht muß er haben, wenn er nicht einſieht, daß das Tier, welches ängſtlich vor ihm flieht, welches von ſeinem mörderiſchen Schuſſe getroffen, winſelt und ſich krümmt, keine Schmerzen empfinde; durch die Macht der herrſchenden Anſicht und der begründeten Gewohnheit verblendet iſt endlich Derjenige, welcher dieſes und jenes fühlt und einſieht und dennoch zu ſeinem Vergnügen jagt.

Gegen Ihr ganzes Räſonnement, bemerkte der Superintendent Varentruch, wollte ich nichts einwenden, wenn Sie uns nur beweiſen könnten, daß die Tiere eine Seele beſitzen. Ich glaube allerdings, daß ſie Schmerzen und angenehme Empfindungen zu haben fähig ſind; fehlt ihnen aber eine Seele, ſo unterſcheidet ſich das ihnen zugefügte Leiden garnicht oder doch nur ſehr wenig von demjenigen, was wir einer Pflanze bereiten, indem wir ihre Blumen pflücken, oder ſie gar ſelbſt ganz abſchneiden oder ausreißen.

M. Sie behaupten, die Tiere hätten keine Seele, geben aber, wenigſtens indirekt, zu, daß eine Kraft in ihnen wohne, welche den Körper derſelben in Bewegung ſetzt, welche ſie angenehmer und un-

angenehmer Empfindungen fähig macht. — Der Superintendent nickte, zum Zeichen, daß er dieſes zugebe.

Jene Kraft, fuhr darauf Mandaras fort, kann man Seele nennen, ſie zeige nun ihre Wirkſamkeit in einem Weſen höherer oder niedrigerer Art, gerade wie das Organ, mit welchem ſie wirkt, beim Menſchen ſowohl als beim Tiere Körper heißt, ungeachtet der Körper des Menſchen wohl in demſelben Maße über demjenigen des Tiers ſteht, als die Kraft, welche ihn beſeelt, über der Kraft, welche das Tier belebt. Unterſuchen wir das Weſen der Tiere näher, ſo finden wir, daß jene Kraft in ihnen derjenigen ſehr ähnlich iſt, welche wir im Menſchen finden und dann allgemein Seele nennen, daß ſie ſich zu dieſer nur wie das geringere zum bedeutenderen, wie das weniger vollkommene zum vollkommenern, keineswegs aber wie ein durchaus verſchiedenartiges Ding zu einem andern durchaus verſchiedenartigen verhalte. Gefühl, Verſtand, Phantaſie finden wir auch im Tiere. Auf dieſelbe Weiſe wie der Menſch, gibt auch dieſes durch Schreien und Winſeln und Krümmen ſeines Körpers zu erkennen, daß es Schmerzen empfinde, durch ein unruhiges Hin- und Herbewegen und einzelne Laute, welche nicht, gleich dem Jammergeſchrei, das Ohr verletzen, daß es

Freude fühlt. Das Tier hat Verſtand, d. h. das Vermögen zu urteilen, wie ſich ſchon aus der Dreſſur ergibt, welche ohne ein ſolches Vermögen nicht möglich wäre. Durch dieſelbe wird dem Tiere die Überzeugung beigebracht, daß, wenn es in einem gewiſſen Falle nicht etwas gewiſſes vornehme, ihm ein Übel werde zugefügt werden. Es nimmt daher die verlangte Handlung vor, um dieſes Übel zu vermeiden, d. h. weil es aus der ihm früher zuteil gewordenen Behandlung den Schluß ableitet, eine ähnliche werde folgen, falls es nicht dem Willen des Menſchen Folge leiſte. Ebenſo deutlich zeigt ſich dieſes Vermögen bei den wild lebenden Tieren, z. B. den Affen, welche Wachen ausſtellen, um bei ihren Unternehmungen nicht geſtört zu werden. Auch die Phantaſie fehlt den Tieren nicht: ſie träumen, ſie geben durch mancherlei Zeichen äußerlich zu erkennen, welche Bilder ihnen bei verſchloſſenen Augen vorſchweben. Ich habe ſelbſt früher einen Hund beſeſſen, an welchem ich dieſe Bemerkung gemacht habe. Töne verſchiedener Art, welche er, feſt ſchlafend, von ſich gab und Bewegungen, welche er im Traume machte, gaben deutlich zu erkennen, daß ihm gewiſſe Bilder in ſeinem Innern vorſchwebten und ich konnte ſogar die Zeichen des Schmerzes nicht undeutlich von denjenigen der Freude unterſcheiden.

Wie der Menſch hat das Tier ferner Triebe und eine Willenskraft und daher mehr oder weniger lebendige innere Kämpfe. Wir ſehen, wie der Hund mit ſich ſelbſt im Streite liegt, ob er die ihm verbotene Speiſe, die ihn lockt, genießen ſoll, oder nicht, daß wie beim Menſchen bisweilen die ſinnliche Neigung, bisweilen aber auch die Urteilskraft den Sieg davon trägt. Auch bei wilden Tieren nehmen wir oft deutliche Zeichen von Unſchlüſſigkeit wahr z. B. bei Wölfen und Füchſen, welche Luſt haben in einen Hühnerſtall einzubrechen, ſich aber vor den Wache haltenden Menſchen fürchten. Allerdings ſteht das Tier auf einer bei weitem niedrigeren Stufe als der Menſch, ſeine Gefühle, Begriffe und Bilder ſind weniger klar und weniger erhaben. Allein es iſt nicht, wie die Pflanze und das Mineral ein Ding durchaus verſchiedener Art; vielmehr unterſcheidet es ſich von dieſen beiden durch ganz dieſelben Merkmale, durch welche der Menſch ſich vor ihnen auszeichnet, nämlich durch alle diejenigen, welche ich ſoeben für die Tiere in Anſpruch genommen habe.

Wohl iſt es mir bekannt, daß alle jene Kräfte häufig in Beziehung auf das Tier unter dem Namen Inſtinkt zuſammengefaßt werden. Allein der Namen tut nichts zur Sache. Beſitzt das Tier jene Kräfte, ſo beſitzt es diejenigen Kräfte, welche

die wesentlichen Bestandteile der Seele des Menschen ausmachen, nur allerdings in untergeordneter Weise. Ich sehe nicht ein, warum die Handlung des Mucius Skävola, welcher seine Hand, weil sie nicht den rechten Mann erdolchte, am Kohlenbecken verbrennen ließ, seiner Seelentätigkeit, dagegen die Handlung jenes vom Sattel schwer gedrückten Pferdes, welches, an allen Füßen gebunden, vom fremden Wundarzte die Kruste nicht frei im Hofe stehend, aber, obgleich zitternd vor Schmerz, von dem eigenen Herrn ruhig abnehmen ließ, dem Instinkte zugeschrieben werden soll? Ich sehe keinen Grund ein, beim Menschen Willensfreiheit anzunehmen und beim Tiere Naturnotwendigkeit. Dieselben Gründe, welche beim Menschen, sprechen auch beim Tiere für jene und gegen diese, obgleich allerdings beim Menschen in erhöhtem Maße, weil er eine größere Sphäre der Willenstätigkeit hat.

Noch längere Zeit hindurch wurde das Gespräch fortgesetzt, bis man sich endlich trennte, ohne das jemand die Absicht an den Tag gelegt hätte, dem Beispiele des Indiers folgend, sich fernerhin der Fleischspeisen enthalten zu wollen. Doch Mandaras hatte dieses nicht anders erwartet. Er kannte zu sehr die Menschen und ihre Charakterschwäche, um zu glauben, daß die bloße Macht der Gründe sie bewegen würde, eine langjährige und allgemein

verbreitete Gewohnheit aufzugeben, auf eine Reihe ihrem Gaumen angenehmer Gerichte Verzicht zu leiſten und hauptſächlich ſich dadurch mit der ganzen übrigen Welt in Widerſpruch und Kampf zu ſetzen. Allein er hoffte mehr von dem Laufe der Zeiten. Er dachte, wie eine mildere Zeit jetzt herrſche, als vor Jahrhunderten, ſo werde in Jahrhunderten eine mildere herrſchen als jetzt, und wie jetzt das Ausſetzen der Kinder, die Fechterſpiele, die Tortur und manche andere Scheußlichkeiten allgemein als ſolche anerkannt würden, während ſie früher als ganz erlaubte Dinge betrachtet worden ſeien, ſo würde künftig das Töten von Tieren, um deren Fleiſch zu verzehren, gleichfalls allgemein für unrecht gehalten und gemieden werden.

Vierzehntes Kapitel.

Am Tage nach der im vorigen Kapitel beschriebenen Besprechung kam der ersehnte Brief aus dem Tale Suty an. Er lautete, wie folgt:

Geliebter Sohn! Als Du Dich von uns trennteſt, um Dich dem fremden Weltteile zuzuwenden, ſah ich wohl voraus, daß mannigfaltige Gefahren Dich umlagern würden. Allein ich hoffte auch, daß Dein reines Gemüt, Dein richtiger Verſtand und Dein feſter Wille ſie glücklich beſiegen würden. Dieſe Hoffnung hat mich nicht getäuſcht, alle Deine Briefe beweiſen mir dieſes. Du haſt ſelbſt erkannt, daß dem Böſen auch nicht der geringſte Raum in unſerm Innern überlaſſen werden darf. Auch der Gedanke des Böſen, auch die entfernteſte Regung dazu muß mit Macht bekämpft werden; denn iſt die innere Welt des Menſchen nicht rein, ſo werden ſeine Handlungen es auch nicht mehr lange bleiben, weil

dieſe nichts weiter ſind, als die äußere Verwirklichung jener.

Fahre fort, auf dem Wege der Tugend zu wandeln, eifrig nach Erhebung und Bereicherung Deines Geiſtes zu ſtreben! So wirſt Du gewiß bald diejenige Ruhe der Seele erlangt haben, welche Dich fähig macht, ein von Dir erſehntes Band zu knüpfen. Unterdeſſen bitte ich Dich, die Seeſtadt Ladrepol zu Deinem Aufenthaltsorte zu wählen. Dort wirſt Du bald weitere Nachricht von mir erhalten.

Lebe wohl, geliebter Sohn!

Dein treuer Vater.

Voll von Seligkeit über dieſen Brief und voll von Hoffnung auf eine baldige Vereinigung mit ſeiner Urwaſi verließ Mandaras Lindenberg, kam bald darauf zu Ladrepol an und erhielt in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts folgendes Schreiben aus ſeinem heimatlichen Tale:

Geliebter Sohn! als ich Dir das letztemal ſchrieb, hatte ich gehofft, mein nächſter Brief werde Dich in unſere, in Deiner Urwaſi Arme rufen können. Zu der erſteren rufe ich Dich nun freilich zurück, aber nicht in die

Arme, ſondern nur an das Grab Deiner Geliebten. Geſtern haben wir ſie am Fuße ihrer Lieblingsplatane der Erde übergeben, nachdem ſie zwei Tage zuvor unerwartet plötzlich dahin geſchieden war. Komme, mein Sohn, in die verödete Heimat! Laſſe mich alten Mann an Deinem jugendlichen Herzen weinen! —

Zweite Abteilung.

Das Tal Suty.

Erstes Kapitel.

In einem durch die höchsten Gebirgsmaſſen der Erde von der übrigen Welt getrennten Tale, am Fuße des Himalaja's, wandelte ein europäiſcher Jüngling. Er freute ſich des Friedens, der ſich in der Natur um ihn ausbreitete. Nicht von ſcheuer Todesangſt gequält flohen die ſchnellfüßigen Rehe vor den Schritten des Reiſenden; mit lieblicher Furchtloſigkeit ſpielten ſie vor und neben ihm her. Die Vögel hörten nicht auf zu ſingen, wenn er ihnen näher trat, ſondern ſchienen vielmehr ihre Stimmen nur freudiger zum Himmel zu erheben, gleich als wollten ſie ſagen: wir gönnen dir das Vergnügen uns zuzuhören. Nur Töne der Freude ſchlugen an ſein Ohr, nur Bilder der Freude erblickte ſein Auge. Ein ſanfter Wind bewegte die Platanen und Palmen, welche ſich zu ſeiner Rechten den Berg hinauf zogen; eine Quelle des reinſten Waſſers ſchlängelte ſich zu ſeiner Linken durch die Wieſen. An ihrem Ufer gelagert, nicht weit von ſich, ſah er einen Mann mit ſilber-

grauem Haare, den Blick auf das an ſeiner Seite dahin fließende Waſſer gerichtet. Von Zeit zu Zeit vermiſchte ſich mit dieſem eine Träne, die dem Auge des Greiſes entquoll, in deſſen Zügen ſich der Ausdruck der tiefſten Trauer mit jenem himmliſchen Lächeln paarte, deſſen nur eine innig fromme Seele fähig iſt. Der Jüngling näherte ſich dem Greiſe und ſagte: „Mein Vater, Schmerz ſpricht ſich auf deinem Angeſichte aus, und du ſitzeſt einſam hier. Haſt du niemand außer dieſer Quelle, der deine Tränen aufzunehmen willig wäre?“ „Freundlicher Jüngling,“ erwiderte der Greis, „wohl ſind mir Menſchen geblieben, die ich liebe und die mich lieben, allein es gibt Stunden im Leben, welche uns in die Einſamkeit rufen. Siehe, ich habe verloren, was mir am teuerſten war auf dieſer Erde: heute vor zwei Jahren eine Tochter, heute den, der ſie liebte, wie ſie es verdiente und mich liebte, mehr als Kinder lieben.“ Als er dieſes ſprach, drängte ſich ein ganzer Strom von Tränen aus ſeinen großen blauen Augen hervor und es verging eine gute Weile, ehe er wieder ſprechen konnte. Dann fuhr er aber, ſich erhebend, fort: ich habe der Natur ihren Tribut entrichtet; ich habe die Tränen vergoſſen, die auf meinem Herzen laſteten. Jetzt iſt es Zeit, mich wieder zu faſſen und in den Kreis der Meinigen zurückzukehren.

Wie der Menſch hat das Tier ferner Triebe und eine Willenskraft und daher mehr oder weniger lebendige innere Kämpfe. Wir ſehen, wie der Hund mit ſich ſelbſt im Streite liegt, ob er die ihm verbotene Speiſe, die ihn lockt, genießen ſoll, oder nicht, daß wie beim Menſchen bisweilen die ſinnliche Neigung, bisweilen aber auch die Urteilskraft den Sieg davon trägt. Auch bei wilden Tieren nehmen wir oft deutliche Zeichen von Unſchlüſſigkeit wahr z. B. bei Wölfen und Füchſen, welche Luſt haben in einen Hühnerſtall einzubrechen, ſich aber vor den Wache haltenden Menſchen fürchten. Allerdings ſteht das Tier auf einer bei weitem niedrigeren Stufe als der Menſch, ſeine Gefühle, Begriffe und Bilder ſind weniger klar und weniger erhaben. Allein es iſt nicht, wie die Pflanze und das Mineral ein Ding durchaus verſchiedener Art; vielmehr unterſcheidet es ſich von dieſen beiden durch ganz dieſelben Merkmale, durch welche der Menſch ſich vor ihnen auszeichnet, nämlich durch alle diejenigen, welche ich ſoeben für die Tiere in Anſpruch genommen habe.

Wohl iſt es mir bekannt, daß alle jene Kräfte häufig in Beziehung auf das Tier unter dem Namen Inſtinkt zuſammengefaßt werden. Allein der Namen tut nichts zur Sache. Beſitzt das Tier jene Kräfte, ſo beſitzt es diejenigen Kräfte, welche

die wesentlichen Bestandteile der Seele des Menschen ausmachen, nur allerdings in untergeordneter Weise. Ich sehe nicht ein, warum die Handlung des Mucius Skävola, welcher seine Hand, weil sie nicht den rechten Mann erdolchte, am Kohlenbecken verbrennen ließ, seiner Seelentätigkeit, dagegen die Handlung jenes vom Sattel schwer gedrückten Pferdes, welches, an allen Füßen gebunden, vom fremden Wundarzte die Kruste nicht frei im Hofe stehend, aber, obgleich zitternd vor Schmerz, von dem eigenen Herrn ruhig abnehmen ließ, dem Instinkte zugeschrieben werden soll? Ich sehe keinen Grund ein, beim Menschen Willensfreiheit anzunehmen und beim Tiere Naturnotwendigkeit. Dieselben Gründe, welche beim Menschen, sprechen auch beim Tiere für jene und gegen diese, obgleich allerdings beim Menschen in erhöhtem Maße, weil er eine größere Sphäre der Willenstätigkeit hat.

Noch längere Zeit hindurch wurde das Gespräch fortgesetzt, bis man sich endlich trennte, ohne das jemand die Absicht an den Tag gelegt hätte, dem Beispiele des Indiers folgend, sich fernerhin der Fleischspeisen enthalten zu wollen. Doch Mandaras hatte dieses nicht anders erwartet. Er kannte zu sehr die Menschen und ihre Charakterschwäche, um zu glauben, daß die bloße Macht der Gründe sie bewegen würde, eine langjährige und allgemein

verbreitete Gewohnheit aufzugeben, auf eine Reihe ihrem Gaumen angenehmer Gerichte Verzicht zu leiſten und hauptſächlich ſich dadurch mit der ganzen übrigen Welt in Widerſpruch und Kampf zu ſetzen. Allein er hoffte mehr von dem Laufe der Zeiten. Er dachte, wie eine mildere Zeit jetzt herrſche, als vor Jahrhunderten, ſo werde in Jahrhunderten eine mildere herrſchen als jetzt, und wie jetzt das Ausſetzen der Kinder, die Fechterſpiele, die Tortur und manche andere Scheußlichkeiten allgemein als ſolche anerkannt würden, während ſie früher als ganz erlaubte Dinge betrachtet worden ſeien, ſo würde künftig das Töten von Tieren, um deren Fleiſch zu verzehren, gleichfalls allgemein für unrecht gehalten und gemieden werden.

Vierzehntes Kapitel.

Am Tage nach der im vorigen Kapitel beſchriebenen Beſprechung kam der erſehnte Brief aus dem Tale Suty an. Er lautete, wie folgt:

Geliebter Sohn! Als Du Dich von uns trennteſt, um Dich dem fremden Weltteile zuzuwenden, ſah ich wohl voraus, daß mannigfaltige Gefahren Dich umlagern würden. Allein ich hoffte auch, daß Dein reines Gemüt, Dein richtiger Verſtand und Dein feſter Wille ſie glücklich beſiegen würden. Dieſe Hoffnung hat mich nicht getäuſcht, alle Deine Briefe beweiſen mir dieſes. Du haſt ſelbſt erkannt, daß dem Böſen auch nicht der geringſte Raum in unſerm Innern überlaſſen werden darf. Auch der Gedanke des Böſen, auch die entfernteſte Regung dazu muß mit Macht bekämpft werden; denn iſt die innere Welt des Menſchen nicht rein, ſo werden ſeine Handlungen es auch nicht mehr lange bleiben, weil

dieſe nichts weiter ſind, als die äußere Verwirklichung jener.

Fahre fort, auf dem Wege der Tugend zu wandeln, eifrig nach Erhebung und Bereicherung Deines Geiſtes zu ſtreben! So wirſt Du gewiß bald diejenige Ruhe der Seele erlangt haben, welche Dich fähig macht, ein von Dir erſehntes Band zu knüpfen. Unterdeſſen bitte ich Dich, die Seeſtadt Ladrepol zu Deinem Aufenthaltsorte zu wählen. Dort wirſt Du bald weitere Nachricht von mir erhalten.

Lebe wohl, geliebter Sohn!

Dein treuer Vater.

Voll von Seligkeit über dieſen Brief und voll von Hoffnung auf eine baldige Vereinigung mit ſeiner Urwaſi verließ Mandaras Lindenberg, kam bald darauf zu Ladrepol an und erhielt in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts folgendes Schreiben aus ſeinem heimatlichen Tale:

Geliebter Sohn! als ich Dir das letztemal ſchrieb, hatte ich gehofft, mein nächſter Brief werde Dich in unſere, in Deiner Urwaſi Arme rufen können. Zu der erſteren rufe ich Dich nun freilich zurück, aber nicht in die

Arme, ſondern nur an das Grab Deiner Geliebten. Geſtern haben wir ſie am Fuße ihrer Lieblingsplatane der Erde übergeben, nachdem ſie zwei Tage zuvor unerwartet plötzlich dahin geſchieden war. Komme, mein Sohn, in die verödete Heimat! Laſſe mich alten Mann an Deinem jugendlichen Herzen weinen! —

Zweite Abteilung.

Das Tal Suty.

Erstes Kapitel.

In einem durch die höchſten Gebirgsmaſſen der Erde von der übrigen Welt getrennten Tale, am Fuße des Himalaja's, wandelte ein europäiſcher Jüngling. Er freute ſich des Friedens, der ſich in der Natur um ihn ausbreitete. Nicht von ſcheuer Todesangſt gequält flohen die ſchnellfüßigen Rehe vor den Schritten des Reiſenden; mit lieblicher Furchtloſigkeit ſpielten ſie vor und neben ihm her. Die Vögel hörten nicht auf zu ſingen, wenn er ihnen näher trat, ſondern ſchienen vielmehr ihre Stimmen nur freudiger zum Himmel zu erheben, gleich als wollten ſie ſagen: wir gönnen dir das Vergnügen uns zuzuhören. Nur Töne der Freude ſchlugen an ſein Ohr, nur Bilder der Freude erblickte ſein Auge. Ein ſanfter Wind bewegte die Platanen und Palmen, welche ſich zu ſeiner Rechten den Berg hinauf zogen; eine Quelle des reinſten Waſſers ſchlängelte ſich zu ſeiner Linken durch die Wieſen. An ihrem Ufer gelagert, nicht weit von ſich, ſah er einen Mann mit ſilber-

grauem Haare, den Blick auf das an ſeiner Seite dahin fließende Waſſer gerichtet. Von Zeit zu Zeit vermiſchte ſich mit dieſem eine Träne, die dem Auge des Greiſes entquoll, in deſſen Zügen ſich der Ausdruck der tiefſten Trauer mit jenem himmliſchen Lächeln paarte, deſſen nur eine innig fromme Seele fähig iſt. Der Jüngling näherte ſich dem Greiſe und ſagte: „Mein Vater, Schmerz ſpricht ſich auf deinem Angeſichte aus, und du ſitzeſt einſam hier. Haſt du niemand außer dieſer Quelle, der deine Tränen aufzunehmen willig wäre?“ „Freundlicher Jüngling,“ erwiderte der Greis, „wohl ſind mir Menſchen geblieben, die ich liebe und die mich lieben, allein es gibt Stunden im Leben, welche uns in die Einſamkeit rufen. Siehe, ich habe verloren, was mir am teuerſten war auf dieſer Erde: heute vor zwei Jahren eine Tochter, heute den, der ſie liebte, wie ſie es verdiente und mich liebte, mehr als Kinder lieben.“ Als er dieſes ſprach, drängte ſich ein ganzer Strom von Tränen aus ſeinen großen blauen Augen hervor und es verging eine gute Weile, ehe er wieder ſprechen konnte. Dann fuhr er aber, ſich erhebend, fort: ich habe der Natur ihren Tribut entrichtet; ich habe die Tränen vergoſſen, die auf meinem Herzen laſteten. Jetzt iſt es Zeit, mich wieder zu faſſen und in den Kreis der Meinigen zurückzukehren.

Begleite mich, Jüngling! So lange du in dieſen Tälern weilſt, wirſt du mein freudig willkommener Gaſt ſein.“

Bei dieſen Worten gab der Greis dem Fremden ſeinen Arm und ging, auf ihn geſtützt dem obern Ende des Tales zu, woſelbſt aus den ſie umgebenden Bäumen einige freundliche halb Häuſern, halb Hütten ähnliche Wohnungen hervorblickten. Als ſich die beiden denſelben näherten, drangen ihnen wehmütig ernſte Töne entgegen. Bald waren ſie vor dem erſten Häuschen angelangt und in den es umſchließenden Garten getreten. In deſſen Mitte erhob eine weithin ſchattende Platane ihren kräftig ſchlanken Stamm und ihre Krone von Blättern und Blüten. Am Fuße des Baumes, von Blumen umgeben und mit Kränzen geſchmückt, erhob ſich ein geſchloſſenes, an ſeiner Seite ſenkte ſich ein geöffnetes Grab. Den Raum zwiſchen beiden Stätten der Verweſung füllte eine Bahre, auf welcher ein bleicher Jüngling in weißem Totengewande lag. Seine blonden Locken, vom Winde leiſe bewegt, ſpielten um ſein Haupt. Stille Wehmut ruhte auf ſeinem Angeſichte. Der Bahre gegenüber, beſchäftigt Kränze zu winden, ſaßen zwei Jungfrauen. Als der Greis dieſen nahe gekommen war, ergriff er die Hand ſeines Begleiters, rief den beiden Jungfrauen, die, auf ihre Blumen die

Blicke heftend, die Eintretenden nicht bemerkt hatten, zu: Damajanti und Sunanda, hier bringe ich euch einen Freund, der mit uns den Verstorbenen betrauert. Auf diesen Ruf erhoben sich die Jungfrauen und grüßten den Greis und den Jüngling an seiner Seite mit herzlicher Freundlichkeit. Der erstere fuhr aber fort: „ich lasse euch hier unsern jungen Freund, welcher, wie er mir sagte, Theobald heißt; bald werde ich zu euch zurückkehren;“ und trat sodann in das nahe liegende Wohngebäude.

Theobalds Auge schwebte abwechselnd von der Bahre auf die Kränze, welche die beiden Jungfrauen hielten, von dem bleichen Angesichte auf die blühenden, obgleich Schmerz verkündenden. Er fühlte sich wunderbar bewegt. Er wußte nicht, ob er sprechen sollte oder schweigen, bis endlich die Worte der einen der Jungfrauen: „Theobald hilft uns gewiß gern Kränze flechten und Blumen sammeln, um unsern Verstorbenen zu schmücken,“ ihn zur Besinnung brachten. Statt der Antwort ließ er sich an ihrer Seite nieder und suchte unter den auf der Erde liegenden Blumen die schönsten aus und reichte sie den Kränzeflechtenden Jungfrauen, welche ihre Arbeit fortsetzten. Wiederum entstand eine Pause, welche, wie die vorige, von Damajanti unterbrochen wurde. „Du siehst uns um einen Toten beschäftigt, hast du auch schon

einem geliebten Weſen einen Kranz auf das Grab gelegt?"

Theobald erwiderte: in früher Kindheit verlor ich meine Eltern. Seit jener Zeit iſt mir keine geliebte Seele geſtorben; ſeit jener Zeit war ich einſam und verlaſſen auf dieſer Erde.

Damajanti. Kein Bruder, keine Schweſter und auch kein Freund ward dir zu Teil?

Theob. Weder Bruder noch Schweſter hat mir die Natur gegeben, und einen Freund wußte ich mir ſelbſt noch nicht zu gewinnen, ſo ſehr ich mich auch nach Freundſchaft ſehnte.

Sunanda. Sind denn die Menſchen in deinem Vaterlande ſo kalt, ſo wenig offen, daß es ſo ſchwer iſt, Freunde zu finden?

Theob. Ja, wohl ſind ſie kalt und verſchloſſen und nur dem irdiſchen Treiben zugewandt. Die Freundſchaft, dachte ich mir, müſſe ein Bund zu gemeinſamem Streben nach Erhebung der Seele ſein. Aber in meinem Vaterlande iſt ſie nur ein Bund zu gemeinſamem Streben nach irdiſchen Dingen.

Damajanti. Glücklicher ſind wir in unſern Tälern. Nicht wahr, Sunanda, hier findet Freundſchaft ihre Nahrung nicht blos in Dingen dieſer Erde.

Sunanda nickte Bejahung mit dem Kopfe, fügte aber hinzu: doch laßt uns nicht dieſe Erde ſchmähen!

Ist sie nicht schön? Sind die Güter, die sie bietet, sind die Rosen, welche wir in unsere Kränze flechten, nicht der Freude wert?

Theob. Wohl der Freude, doch nicht des Zanks und Streits und Neides.

Die Fortsetzung dieses Gesprächs wurde durch die Dazwischenkunft des Greises unterbrochen, welcher mit Papieren in der Hand herbeikam und seiner Tochter zurief: Sunanda, unser Gast wird wohl einiger Erquickung bedürfen. Errötend über ihr Vergessen sprang sie auf und kam bald mit zwei Körbchen, gefüllt mit Früchten, zurück. Der Jüngling labte sich. Der Greis ließ sich nieder und sagte, auf die mitgebrachten Papiere deutend: hier habe ich, was mir unser Dahingeschiedener vermacht hat: das Tagebuch, das er in den letzten Jahren seines Lebens führte:

Vernehmet einige Stellen daraus.

Zweites Kapitel.

ie ist in Erfüllung gegangen — die trübe Ahnung meiner Seele: Urwasi ist nicht mehr. Was soll ich nun noch hoffen? Ich besinne mich und kann nichts finden. Wohl vertraue ich auf Gott, wohl habe ich die Zuversicht, daß auch dieser Schlag nur zu meinem Besten gefügt sein könne. Ich bin ergeben, allein dennoch sehe ich nichts, worauf ich hoffte, was ich wünschte. Ist es möglich, daß ich leben müsse ohne Wunsch und ohne Hoffnung?

Wohl erinnere ich mich dessen, was ich mir selbst gelobt: im Kampfe des Lebens nicht untergehen zu wollen. Ich will den Mut nicht sinken lassen, ich will mir Mühe geben, auch ein irdisches Ziel meiner Bestrebungen zu finden, das mir Lebenskraft und Frohsinn versprechen könnte. Allein ist es möglich, daß ich es finde?

Jeder freie Augenblick meines Lebens war dir gewidmet, als ich dich noch in dieser Welt wußte, jeder ist dir geweiht, seit ich dich in jener weiß.

Mein Gefühl für dich wird nicht untergehen. Du wirſt mir ermunternd und ſchützend zur Seite beiben, ſo lange ich auf dieſer Erde weile.

O Urwaſi! könnte ich dich wiederſehen! könnte ich dir ſagen: was ich für dich empfunden, was du mir warſt und biſt! Doch nur im Geiſte kann ich mit dir ſprechen.

Die Zeit der Blüten iſt dahin, nur die Erinnerung iſt mir geblieben. Doch dieſe wird mir mehr ſein, als Vielen die reichſte Gegenwart. Zu allem Guten, zu allem Schönen wird das Andenken an dich mich ſpornen. Ueber irdiſche Verluſte und Schmerzen wird der Gedanke, daß ich dich verloren, mich erheben. Von der Furcht für die Zukunft hat dein Verluſt mich befreit. Was könnte ich nach dir noch verlieren, wofür nicht Troſt zu finden wäre? Von allem Streben nach irdiſchen Gütern haſt du mich gereinigt. Was ſollen Erdengüter mir? Kräftiges Wirken für Wahrheit, Reinheit und Liebe — das ſei das Ziel meines Lebens!

Urwaſi! du Heilige meines Lebens! vor einem Jahre entſtiegſt du dieſer Erde. In eine beſſere, höhere Welt biſt du hinübergegangen, weil deine reine, große Seele einer ſolchen würdig war. Ich weile noch hier, und wie ich nicht wert bin,

dir in eine andere Welt zu folgen, ſo war ich auch nicht wert, dich hier zu beſitzen. Wäre ich deiner würdig geweſen, ſo hätte ich dich errungen. Ja, auch für mich biſt du geſtorben. Einſam werde ich meinem Grabe entgegengehen. Keine Gefährtin wird mich begleiten auf dem Pfade des Lebens. Mein Streben kann und wird nur ſein, mich zu befreien von allen Ketten dieſer Erde, auf daß ich würdig werde, dir nachzufolgen in jene beſſre Welt, in der du weilſt, und dort die Freuden finde, die mir der Himmel hier noch nicht gewähren konnte, weil ich ihrer nicht fähig war.

Drittes Kapitel.

s endigte der Greis. Tränen rollten über ſeine und der Zuhörenden Wangen. Ein langes Schweigen entſtand, das endlich von Theobald durch die Worte unterbrochen wurde:

Wohl ihm! jetzt iſt er mit ſeiner Urwaſi vereint; weder das Weltmeer noch das Totenmeer trennt ihn von ihr, und alle die Leiden der Trennung ſind in Freuden des Zuſammenſeins verwandelt. Jetzt erzählen ſie ſich wohl die Schmerzen, die ihre Liebe ihnen bereitet und die Treue, die ſie ſich bewahret, und ſchöpfen aus der Hoffnung, nie mehr getrennt zu werden, unendliche Seligkeit.

Mit freundlichem Lächeln erwiderte der Greis: Sollten die armen Kinder noch in jener Welt die Erinnerung an dieſe haben, worin beſtünde denn der Unterſchied zwiſchen beiden Welten? Mit dem Angenehmen müßte auch das Unangenehme dieſes Erdenlebens vor ihren Augen ſchweben, weil dieſes ſich zu jenem wie der Schatten zum Lichte, wie das Salz zur Speiſe verhält. Irdiſche Erinnerungen können nur irdiſche Gefühle erzeugen, mit dieſen iſt

ein irdiſcher Körper und überhaupt ein ganzes irdiſches Sein untrennbar verbunden. Fortdauer jenſeits mit Erinnerung an diesſeits würde nichts weiter ſein, als eine Fortſetzung des irdiſchen Lebens mit all ſeiner Armut und Kleinheit.

Theobald. Allein Fortdauer ohne Rückerinnerung iſt nichts anderes, als Vernichtung; Fortdauer ohne Erinnerung an die Lieben dieſer Erde ſchrecklicher als Vernichtung.

Greis. Beſteht denn in der Erinnerung unſer Weſen, unſer Ich, unſre unſterbliche Seele? Was iſt es, das in uns Wert hat, das wir an anderen Menſchen lieben und ſchätzen: iſt es die Erinnerung, die wir ſelbſt, die andere Menſchen haben? Gewiß nicht! Verlieren wir doch alle im Laufe der Zeit die Erinnerung an ſo manches! Wird dadurch unſer inneres Weſen, unſere Individualität verändert? Hören wir auf, einen Menſchen mit vorzüglicher Liebe zu umfaſſen, wenn er ſeine Erinnerungen verliert? Wäre das Weſen des Menſchen an ſeine Erinnerungen geknüpft, ſo müßte er mit dieſen aufhören zu ſein, mit dieſen daher aufhören, einen Gegenſtand unſerer Gefühle zu bilden. Was wir an dem Menſchen mit reiner Liebe und hoher Achtung feſthalten, das iſt ſeine unſterbliche Seele, ſeine Art zu fühlen und zu denken, ſich auszudrücken und zu handeln. Das milde, liebevolle Herz, der

klare, tiefe Verſtand, der unerſchütterlich feſte Wille, das Streben nach allem Höhern und Beſſern, dieſes iſt es, was den Menſchen zum Menſchen macht, was den einen dem andern verbindet. So lange einem Weſen dieſes bleibt, wird es uns immer mächtig anziehen, mag es auch vergeſſen haben, was es wolle. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Kraft und der einzelnen Leiſtung derſelben, zwiſchen dem Verſtande und dem einzelnen Gedanken, dem Gefühlsvermögen und der einzelnen Empfindung. Wenn nur das Vermögen des Denkens und Fühlens unverändert bleibt, ſo mögen alle einzelnen Gedanken und Empfindungen früherer Zeiten vergehen, der Menſch bleibt dennoch derſelbe, der er war. Der Menſch wird alſo keineswegs vernichtet, wenn er alle ſeine Kräfte unverändert behalten, nur diejenige Ware verliert, welche er vermittelſt jener Kräfte auf der Erde eingeſammelt hat. Und wenn wir an anderen Menſchen nur dasjenige lieben und ſchätzen, was in der Tat der Liebe und Achtung wert iſt, nicht die vergängliche Form, ſondern die unſterbliche Seele, nicht die äußeren Verhältniſſe, in welchen er auf dieſer Erde war, ſeine Beſitzungen, ſeine Häuſer und ſein Geräte, ſondern die inneren Verhältniſſe ſeines Weſens, die Harmonie ſeiner Kräfte, ſo entgeht uns nichts der Rede wertes, wenn wir mit ihm in jener Welt wieder zuſammentreffen.

Theob. Allein wenn die Menſchen alles dieſes abſtreifen, ehe ſie jene Welt betreten, ſo können ſie ſich ja nicht wieder erkennen, müſſen ſie alſo auf die ſchönſte aller Freuden: das Wiederſehen unter beſſeren, höheren Verhältniſſen verzichten.

Greis. Die höchſte aller Freuden iſt die des Wachſens in allem, was edel, ſchön und gut iſt, die des Zunehmens an Erkenntnis und Tiefe und Klarheit, an Ruhe und Heiterkeit der Seele, an Feſtigkeit des Willens zu allem Guten. Jede Freude, welcher dieſer widerſpricht, iſt nicht gut und ſchön zu nennen. Das Weſen, an welchem noch die ganze irdiſche Art zu ſein klebt, welches mit der Rückerinnerung an dieſe Erde unzertrennlich verbunden, iſt keines höhern Aufſchwungs fähig. Irdiſche Leidenſchaften werden ſeine Ruhe ſtören, irdiſche Wünſche ſeine Blicke an das Niedere feſſeln und von dem Hohen abziehen, irdiſche Gedanken ſeinen Verſtand, irdiſche Empfindungen ſein Gefühl verwirren und verderben. Nur eine geiſtige Wiedergeburt, welche ihn von allem dieſem befreit, gibt ihm die Möglichkeit, ſich höher zu erheben. Dann iſt aber die Freude des Wiedererkennens nicht größer, vielmehr weit geringer als die Freude des erſten Erkennens. Was gleicht wohl der Freude, welche zwei harmoniſch gebildete Seelen, Liebende oder Freunde, empfinden, wenn ſie ſich zum erſten-

male erkennen, wenn ihr gesteigerter Pulsschlag ihnen sagt, sie seien von allen Menschen dieser Erde die einzigen, welche der Himmel für einander geschaffen? Mit dem Zauber, welches dieses Erkennen über den Menschen verbreitet, ist nichts zu vergleichen, von dem wir wissen. Die Freude des ersten Erkennens ist unvereinbar mit der des Wiedererkennens. Ein Herz, in welchem die Erinnerung frühern Erkennens ruht, ist unfähig, von neuem das erste Erkennen in seiner ganzen Fülle zu empfinden. Allein nicht die Freude ist es, welche hier entscheidet, sondern der Zweck unsers Daseins: die geistige Vervollkommnung. Das Wiedererkennen befördert diese nicht, wie das erste Erkennen. Dieses regt alle Kräfte mächtig in uns auf und gibt ihnen einen früher kaum geahnten Schwung; jenes erfreut zwar, aber erhebt den Menschen nicht.

Theob. Aber wie fänden wir Trost an der Bahre unserer Lieben, wenn wir uns sogar sagen müßten: wir trennen uns auf immer?

Greis. Das müssen wir uns nicht sagen. Was wir uns sagen müssen, ist: in dieser irdischen Hülle, unter diesen irdischen Verhältnissen finden wir uns nie wieder. Aber unsere befreiten Seelen, von reineren, lichteren Körpern umflossen, von Wesen höherer Art umgeben, werden, wenn sie gleichgeartet sind, in einer anderen Welt zusammentreffen,

und wie sich unsere Seelen hier als harmonisch gebildete erkannten, so werden sie sich auch dort als solche erkennen und freudig sich umfangen. Freilich genügt das nicht, um den Schmerz der Trennung durch den Tod zu tilgen. Wir Menschen vermögen es nicht, uns über die Formen dieser Erde zu erheben: wir lieben auch das irdische, nicht blos das himmlische im Menschen. Das Auge, die Stimme, die uns die liebende Seele verkündeten, die Hand, die wir, vom Gefühle überwältigt, ergriffen und drückten, — sie haben auch einen Teil unserer Liebe; wir können es nicht leugnen, wenn wir auch einsehen, daß sich in diesem Gefühle nicht die höhere Seite unserer Natur spiegelt. Allein gerade der Gedanke einer dermaleinstigen geistigen Wiedervereinigung muß mächtig dazu beitragen, unser Fühlen zu veredeln, es mehr und mehr dem Irdischen zu entwinden, es auf das Himmlische zu richten und der Liebe mehr Innigkeit zu geben. Glauben zwei Menschen, die sich teuer sind, sie werden einmal, wenigstens in ihrer menschlichen Beschaffenheit, auf immer getrennt werden, so werden sie sich bestreben, die Zeit ihres irdischen Zusammenlebens so gut als möglich zu benützen, keine Minute dem Hader, oder auch nur der Gleichgültigkeit, alle nur dem Gefühle der Liebe zu weihen.

Theobald sah stumm vor sich nieder. Nach einigen Augenblicken des Schweigens erhob er den Blick und sagte: Seit meiner Kindheit freue ich mich des Gedankens, meine früh verstorbenen Eltern in jener Welt wiederzufinden, und dort die Wohltaten elterlichen Geliebtwerdens und kindlichen Liebens zu genießen, die ich hier entbehren mußte. Ich erkenne das Gewicht deiner Gründe, vermag es aber nicht, mich von dem Glauben meiner Kindheit zu trennen.

Der Greis ergriff des Jünglings Hand, drückte sie warm und sagte: möge dir der Himmel noch auf dieser Erde die Wohltat verleihen, nach welcher du dich für jene Welt sehnst! Möge er dir auch anderes als elterliches Geliebtwerden, und anderes als kindliches Lieben zuwenden! Mögest du froh und glücklich sein, so sehr als Menschen es vermögen. Dein Glück wird dir ein Beweis sein, daß du auf dem rechten Wege wandelst. Glückswürdigkeit und Glücksfähigkeit sind eins; das vollkommenste Wesen ist auch das glücklichste.

Als der Greis diese Worte gesprochen, stand Damajanti auf, ergriff die Kränze, die sie und ihre Freundin geflochten hatten, und sagte: so wollen wir uns denn über den Schmerz erheben, welchen der Gedanke der Trennung von geliebten Wesen dem Menschen gibt, und mit freudiger Ergebung

in die himmliſche Fügung auf ihre Gräber blicken. Sie ſeien uns Erinnerungszeichen, daß, die wir lieben, frei von dem Körper, welchen die Erde deckt, und fern von Mühen und Sorgen und allem Armen und Kleinen dieſes Lebens in einer beſſern Welt weilen, die auch wir einſt betreten werden. So können wir mit frohem Ernſte ihre Leichenhügel, ihre irdiſchen Hüllen, die uns geblieben, ſchmücken. Mit dieſen Worten legte ſie einen Kranz von Rosmarin auf ihrer Freundin Grab, und ihrem Bruder, der ſie geliebt hatte, einen von weißen Roſen auf das Haupt.

Viertes Kapitel.

Unterdeſſen war der Abend hereingebrochen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne röteten die Wangen des Jünglings auf der Bahre. „Sieht er nicht aus, als lebte er?“ rief Sunanda. „Keine Spur des Todes verunſtaltet noch die zarten Züge des Verſtorbenen. Sein liebevolles Herz ſpricht ſich noch ganz auf ſeinem Angeſichte aus.“

„Es war ein ſeltener Menſch,“ ſagte Damajanti mit unterdrücktem Seufzen. „So voll von Geiſt, ſo glühend für Recht und Wahrheit, ſo klar und tief in ſeinem Denken und Fühlen, ſo mild in ſeinem Handeln und früher auch ſo kräftig!“

„Und ſo treu liebend“ fügte Sunanda hinzu.

„Er ſei mir ein Muſter!“ fiel Theobald ein.

„Doch nicht in allem!“ entgegnete Damajanti; „nicht in der Gewalt, die er ſeinem Schmerze über ſich vergönnte.“

Darauf wandte ſie ſich ſchnell zu dem Greis und ſagte: „Nun aber begib dich zur Ruhe, Vater! Die letzte Nacht haſt du ſchlaflos zugebracht. Dieſe

darfſt du nicht durchwachen. Sunanda und ich bleiben hier bei der Leiche; und vielleicht leiſtet uns auch Theobald Geſellſchaft.

„Darauf hatte ich ſchon gerechnet," bemerkte dieſer mit Beifall bezeichnendem Lächeln.

„So lebet denn wohl, meine Kinder," rief ihnen der Greis zu, umarmte ſie alle drei und ſprach dabei: „Du meine Damajanti wache nicht zu viel, überlaſſe den beiden andern auch ihren Teil! du, o Sunanda, ſtrenge deine Augen nicht zu ſehr an im Laufe der Nacht! dich, Theobald, betrachte ich als Sohn, ſo lange du bei uns weilſt, und bleibe lange!" Mit dieſen Worten entfernte er ſich, von Damajanti geleitet. Theobald aber wandte ſich an Sunanda und ſagte: „glaubſt du auch an kein Wiederſehen in jener Welt?" Glaubſt du nicht deine Mutter dort zu finden?"

„Guter Theobald," erwiderte Sunanda, „wohl glaube ich dort eine Mutter zu finden, ein Weſen, das mich in die neue Welt mit liebender Seele, mit herzlicher Sorge für mein Wohl einführet, das mich in allem Guten unterweiſt, zu allem löblichen mich bildet. So lange ich auf dieſer Erde bin, bleibt mir die Erinnerung an die Mutter, die mich hier einführte. Aber an eine Erinnerung aus jener Welt in dieſe zurück, kann auch ich nicht glauben."

Theob. Ihr ſeid ſo gute Menſchen, das er-

kenne und fühle ich tief. Wie ist es möglich, daß ihr, und zwar hier an der Bahre eines geliebten Verstorbenen, die Rückerinnerung an diese Erde leugnet?"

„Die Antwort ist," fiel, als Sunanda zu antworten zögerte, die eben zurückkehrende Damajanti ein, „daß wir von Jugend auf uns mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, der menschliche Körper und alles was durch ihn bedingt, gehöre dieser Erde an, und werde daher die Menschen nicht in jene Welt begleiten, daß wir bei dem Morgengruße und beim abendlichen Scheiden, bei jedem festlichen Augenblicke, an dem wir uns unseren Lieben nähern, den Gedanken in uns hegen: es wird eine Zeit kommen, in welcher uns nichts von ihnen geblieben sein wird, als die Erinnerung, und eine andere, in welcher auch diese verschwunden sein wird. Daher bemühen wir uns, mit warmem Gefühle uns allen anzuschließen, die in unsern Kreis gelangen; damit auch nach ihrem Tode die Erinnerung an sie lebendig in unserm Innern wohne, daher suchen wir, jeden Zug des Edelmuts, den wir an anderen erkennen, uns anzueignen, damit wir auf gleiche Stufe der Vollkommenheit mit ihnen gelangen, und daher hoffen können, obgleich frei von der Erinnerung an das irdische Wesen, dermaleinst dieselbe Sprosse der unendlichen Leiter

des Weltalls mit ihnen einzunehmen. Auch du, glaube mir, wirst diese Art zu denken und zu fühlen nicht mehr kalt und herzlos nennen, hast du sie nur erst klar und tief erfaßt. Doch nicht auf einmal schwinden lang genährte und heilig gehaltene Gedanken und Gefühle aus des Menschen Brust; und jeder Angriff darauf ist verwundend. Drum was wir dir sagten, nimm es nicht als einen Angriff gegen dich! Wir ehren deine Überzeugung und den kindlichen Sinn, aus dem sie fließt, obgleich wir sie nicht teilen können. Derselbe Grund, der dir die deinige heilig und teuer macht: die Zeit und allgemeines Anerkenntnis derer, die dir lieb sind, hat auch auf uns gewirkt.

Während Damajanti diese letzten Worte aussprach, umkreiste eine Fliege summend Theobalds Hände. Gerade als sie endigte, ließ sich das Tierchen auf seiner Hand nieder, und er schlug es tot. „Pfui," riefen beide Schwestern mit von Unwillen glühenden Wangen aus, und Damajanti fügte hinzu: „mit welchem Rechte tötest du das arme Tier?"

Theob. Es war mir unbequem.

Damajanti. Aus diesem Grunde konntest du es verjagen; doch warum töten?

Theobald sah beschämt zur Erde nieder. „Ihr habt Recht," versetzte er nach einem Augenblicke des Schweigens, „ich hätte das Tier nicht töten

ſollen, und dennoch, wenn ich bedenke, daß wir uns kein Gewiſſen daraus machen, die Tiere zu ſchlachten, um ihr Fleiſch zu eſſen, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht auch ein Tier ſollte töten dürfen, um mich nicht blos auf einen Augenblick, ſondern auf immer von ſeiner Zudringlichkeit zu befreien.

Sunanda. Gehörſt auch du zu jenen Menſchen, welche es vermögen, Tiere zu morden, um ſich von ihren blutigen Leichen zu nähren?

Theob. In meinem Vaterlande iſt das allgemein üblich. Eßt ihr hier zu Lande keine ſolchen Speiſen?

Damajanti. Du kannſt fragen? Leben denn die Tiere nicht? Freuen ſie ſich nicht auch ihres Daſeins?

Theob. Allerdings! Allein ſie ſtehen ſo tief unter uns, daß zwiſchen uns kein Verhältnis der Pflichten ſtattfinden kann.

Damajanti. Je höher wir über dem Tiere ſtehen, deſto mehr haben wir Grund, keines der ewigen Geſetze der Sittlichkeit, und namentlich das der Liebe zu verletzen. Lieblos iſt es aber, einem für Schmerz empfänglichen Weſen Schmerz zu bereiten. Oder hältſt du es für erlaubt, einen Hund zu ſchlagen, um die Verzerrungen ſeiner Glieder zu ſehen und das Heulen ſeiner Stimme zu hören?

Theob. Keineswegs! Auch ich glaube, daß es Unrecht iſt, ein Tier zu martern, weil wir an den Schmerzen anderer Tiere keine Freude finden ſollen.

Damajanti. Keine Freude finden ſollen? Das iſt ſehr kalt geſprochen. Widerwillen, Abneigung ſollen wir dagegen empfinden. Wo dieſe Gefühle ſtark ſind, können keine Empfindungen der Luſt ſich regen, kann der Wunſch nicht entſtehen, ſich die Leiden der Tiere zunutze zu machen. Doch wo die Gefühle der Abneigung gegen das Böſe ſchwächer ſind, als der Zuneigung für die Genüſſe, die es bietet, da können ſie nicht ſiegreich ſein. Aus Habſucht tötet der Schlächter das Tier; aus grauſamer Leckerheit nehmen andere Menſchen Teil an dieſem Morde, indem ſie die Stücke Fleiſch, in welchen wenige Augenblicke zuvor noch Blut floß, Nerven zuckten, Leben atmete, verſchlingen.

Theob. Ich geſtehe: alles dieſes iſt mir neu. Von Jugend auf war ich gewöhnt, Tiere zur Schlachtbank führen zu ſehen. Es war mir dies zwar kein angenehmer, ja ein entſchieden unangenehmer Anblick, aber ich dachte nicht darüber nach, ob wir das Recht hätten, Tiere dem Tode zu weihen, um uns Speiſe zu bereiten, weil ich nie daran hatte zweifeln hören.

Damajanti.

Sunanda. Ach! jetzt glaube ich es wohl, daß die Menschen in deinem Vaterlande hart und kalt sein müssen. Jedes weichere Gefühl muß sich verhärten, jedes zartere abstumpfen, bei den täglichen Szenen des Mords, die sie vor Augen haben, bei dem Blute, das sie täglich selbst vergießen, selbst genießen. Wohl mir, daß ich fern von deinem Vaterlande weile! Tausendfachen Tod wollte ich lieber erleiden, als in einem so grausamen Lande wohnen.

Damajanti. Auch mir wäre der Aufenthalt in einem solchen Lande reich an Qualen. Doch, wäre ich Mann, hätte ich das Wort in meiner Gewalt, ich würde ziehn von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und gegen diese Greuel eifern. Mehr als die Stifter aller Religionen würde ich glauben getan zu haben, wenn ich es dahin gebracht hätte, den Menschen Gefühl für ihre Mitgeschöpfe einzupflanzen. Was ist der religiöse Glaube, wenn er den Mord von Mitgeschöpfen duldet, oder gar befördert? Was ist aller Glaube ohne Liebe? und was ist eine Liebe, welche den, wenigstens der Zahl nach, unendlich größeren Teil der lebenden Geschöpfe aus ihrem Kreise ausschließt? Wohl ist es schön und süß, in einem Tale zu wohnen, das nur sanfte freundliche Menschen beherbergt; aber größer ist es und dem hohen

Zwecke des Menschenlebens würdiger, unter den Bösen für das Gute, unter den im Dunkel befangenen für das Licht zu kämpfen. Was ist das Leben ohne Tat? Wir Frauen freilich dürfen und können uns selbst nicht in das wilde Gewoge der rauhen Menschen wagen. Aber unsere Sache ist es, für alles Hohe, Schöne, Gute zu begeistern, keinen Mann zu achten, der nicht für das Edle glüht, keinem uns hinzugeben, der nicht mit dem Schmucke würdiger Taten vor uns tritt.

Bei diesen Worten erhob sie sich, und als hätte sie die beiden Anderen vergessen, wandte sie sich zu dem auf der Bahre liegenden Jüngling, und sagte: von dir mein Bruder, hatte ich so viel erwartet. Aber deine Liebe hat dich aufgezehrt. Schön ist die Liebe, erlaubt auch der Schmerz um den Tod der Geliebten. Aber über der Liebe muß die Pflicht stehen, kräftiger als der Schmerz muß das Streben sein, jene zu erfüllen.

Lange blieb sie sinnend neben der Bahre stehen, den Blick auf Mandaras geheftet. Zwei große Tränen rollten über ihre Wangen. Ein tiefer Seufzer hob sich aus ihrer Brust. Endlich fuhr sie fort:

Du hattest früher so viele Kraft. Ließ dir der Schmerz nichts von dieser übrig? Urwasi starb,

weil sie die Trennung von dir, du starbst, weil du die Trennung von ihr nicht ertragen konntest. Ach! ihr waret beide so gut, so ganz würdig zu lieben und geliebt zu werden. Aber es war doch nicht die wahre Liebe, die euch beseelte; es war nicht jenes große Gefühl, das die verborgensten Kräfte glänzend zu Tage fördert, das die Seele über alles erhebt, was sich ihrem edeln Streben widersetzt, das jene hohen Taten erzeugt, welche im Munde der Nachwelt leben. Doch haben sie nicht schwer gebüßt für ihre liebeswarme Schwäche? Der Tod des gebrochenen Herzens ist nicht leicht. Möge euch der Himmel in einem andern Leben zusammenführen und ihr dort alle Prüfungen der Liebe glücklich überwinden!

Sie verstummte und setzte sich wieder an ihre verlassene Stelle zurück. Alle sahen still vor sich hin. Endlich begann Theobald: Also nimmst du doch ein Wiederfinden in jener Welt an?

Damajanti. Ich und die Meinigen alle, doch ohne Rückerinnerung.

Theob. Dann ist es auch kein Wiederfinden.

Damajanti. Nenne es, wie du willst! Die Sache, die wir glauben, ist, daß Menschen, welche auf gleicher Stufe geistiger Vollkommenheit stehend von dieser Erde weichen, in jener Welt zusammen-

treffen, und daß dort, wie hier, harmoniſch geſtimmte Seelen ſich erkennen und durch die Bande der Liebe und Freundſchaft umſchlungen werden. Auch ſchließen wir Rückerinnerung nicht gänzlich aus. Vielleicht wird ſie uns, wenn wir auf einem geiſtigen Gipfelpunkte angekommen ſind, auf einmal glänzend eröffnet, und nicht blos für dieſe Erde, ſondern für eine ganze Reihe von Welten, welche wir durchzogen.

Theob. Ich möchte wohl wiſſen, welche Religion ihr eigentlich habt?

Damajanti. Wir glauben an einen ewigen Gott, an die Unſterblichkeit und Willensfreiheit der Seele.

Theobald ſchüttelte verwundert den Kopf, blickte ſinnend vor ſich hin, ſchaute bisweilen um ſich, als traute er ſeinen Augen nicht. Endlich unterbrach Sunanda die Stille durch die an den Fremden gerichtete Frage: warum ſo ſinnend Theobald? Iſt es ein Wunder? erwiderte dieſer. Vor wenigen Stunden glaubte ich mich in der Mitte Aſiens, fern von allen Spuren höherer Bildung, fern von allen Menſchen, welche liebend und gefühlvoll einen Reiſenden aufnähmen, und jetzt ſehe ich mich auf einmal von Menſchen umgeben, welche mich mit rührender Herzlichkeit in den Kreis ihrer Familie aufnehmen. Ich ſehe mich an der Bahre eines

Jünglings, dessen Tod ich wie den eines Bruders betrauere. Ich fühle mich heimisch, fühle zum erstenmal, daß ich nicht ganz verlassen bin. Es ist mir, als stünde ich an der Grenzmark einer neuen Welt, als hätte ich das arme, öde Erdenleben abgeworfen, und stünde frei und froh an eines Paradieses Pforten. Selbst die Leiche, die wir beweinen, scheint das Wonnegefühl noch zu erhöhen, das mich durchbebt. Sie gibt meinem Wesen mehr Ernst und Würde und Ergebung und zieht den Blick nach oben. Sprecht! ist es Wahrheit, die mich umgibt, oder ist es Täuschung? Seid ihr Menschen wie ich, oder seid ihr Menschen höherer Art?

Guter Theobald! entgegnete Sunanda mit sanftem Lächeln, Wahrheit ist es, die dich umgibt. Gleich dir sind wir Menschen, für Schmerz und Freude empfänglich. Schmerz gibt uns der Jüngling auf der Bahre, Freude dein Hiersein.

Aber erzähle nun auch du, woher du kommst, und was dich zu uns führt?

Theobald. Vom fernen Westen komm' ich hergezogen, und Deutschland ist mein Vaterland. Von meinen Eltern hatt' ich früh vernommen, im Osten wohnten meine nächsten Freunde. Sie aufzufinden, hatt' ich keine Hoffnung. Doch trieb's mich stets dem Osten zu. Drum, als ich mich zur Reise vor-

bereitet fühlte, ging ich zu Schiff. Die indiſche Natur wollt' ich durchforſchen, ſie, wußt' ich, würde doch mir Freundin werden.

Damajanti. Wenn deine Blicke nach dem Oſten ſchweiften, ſo wandten unſre ſich dem Weſten zu. Mandaras zog nach Deutſchland, dort höh're Bildungsquellen aufzuſuchen. Die Mutter meines Vaters war eine Deutſche.

Theobald. In welcher Stadt war ſie geboren?

Damajanti. Sie hat es nie geſagt. Auch nicht den Namen, den ſie früher führte, hat ſie uns mitgeteilt. Sie fürchtete, daß wir ſonſt verſucht werden könnten, unſer Tal zu verlaſſen und die alten Fäden wieder anzuknüpfen, die ſie zerriſſen hatte.

Theobald. Weiß auch der Vater nichts, das eine Spur uns gäbe?

Damajanti. Wozu?

Theobald. Ihr habt gewiß noch Verwandte in Deutſchland. Vielleicht bin ich ſelbſt euch ein Vetter.

Damajanti (lächelnd). Biſt du im Geiſt uns nur verwandt!

Fünftes Kapitel.

Unter solchen Gesprächen, während welcher Damajanti und Sunanda bei dem Lichte einer Lampe sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten, kam die zweite Stunde nach Mitternacht herbei. Die beiden Freundinnen forderten Theobald auf, sich zur Ruhe zu begeben, welcher Aufforderung er, wiewohl ungern, Folge leistete. Bald nachher kamen die Leute mit dem Sarge, worauf sich auch die beiden Freundinnen zurückzogen, jenen die Sorge überlassend, den Jüngling in sein enges Haus zu bringen und bei ihm bis zu ihrer Rückkunft Wache zu halten. Die Leute huben den Jüngling von der Bahre in den Sarg, und Chöre von Männern und Frauen begrüßten ihn, als er in seine letzte Wohnung gelegt war. Einer der Männer bemühte sich, obgleich vergeblich, dem Jünglinge die Augen zuzudrücken. Gerade als die Sonne über dem Horizonte hervortrat, sollte der Sargdeckel auf den Sarg gepaßt werden, als plötzlich der tot geglaubte ihn zurückstieß, aus dem Sarge

trat und auf die Erde niederſank. Auf den durch dieſes unerwartete Erwachen ſich erhebenden Ruf eilte Damajanti herbei, erblickte ihren Bruder auf der Erde liegend, umfaßte ihn mit ihren Armen, drückte ihn an ihre Bruſt, hauchte warme Lebensluft in ſeine noch halb erſtarrten Lippen und rief mit dem Ausdruck der lebendigſten Freude: „Mandaras, mein Bruder, du lebſt, bleibſt bei uns, verläßt uns nicht.“ Mit matt glänzendem Auge blickte der Jüngling ſeine Schweſter an, ſchlang ſeinen Arm um ſie und begann krampfhaft zu weinen.

Unterdeſſen waren auch Sunanda, ihr Vater und Theobald herbeigeeilt. Mit vereinten Kräften trugen ſie den vom Tode erſtandenen in das Wohngebäude und brachten ihn zur Ruhe. Kaum in dem Bette angelangt, verfiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem er erſt am Abend erwachte. Abwechslungsweiſe bewachte der Vater, die Freundin und die Schweſter den Schlummer des Jünglings, während Theobald beſchäftigt war, das Grab wieder zu ſchließen und alles zu entfernen, was an Mandaras Scheintod erinnerte. Als dieſer endlich am Abende ſeine Augen öffnete, ſah er anfangs lange vor ſich hin, endlich fiel ſein Blick auf Damajanti, welche gerade allein ſorgſam an ſeiner Seite ſaß, und er ſagte:

Du hier, meine Schweſter?

Damajanti. Ja, mein Bruder! und freudig heiß' ich dich auf dieſer Erde in unſerm Kreiſe willkommen.

Mandaras. Warſt du es nicht auch, deren Arme mich liebend umſchloſſen, als ich dem Sarg entſtieg?

Damajanti. Ja, mir ward zuerſt von uns allen die Freude, dich damals wie jetzt unter uns zu begrüßen.

Mandaras. Zweimal haſt du mich alſo in's Leben wieder eingeführt! O! entziehe mir auch künftig deine Schweſterhand nicht!

Damajanti. Wie ich ſie jetzt dir wirklich reiche, ſo werde ich ſie dir ſtets im Geiſte reichen, ſo oft du nach mir blickſt, ſo oft du eines treu liebenden Herzens bedarfſt. Aber ſprich, wie geht es dir? du biſt wohl ſehr erſchöpft und verlangſt nach Stärkung?

Mandaras. Wohl bin ich matt, doch mehr geiſtig als körperlich ergriffen, mehr durch die Träume beſchäftigt, die mich umgaben, während ich in tiefem Schlummer lag, als nach Speiſe und Trank verlangend. Setze dich hier an meine Seite, und laſſe mich ſtill den Faden meiner Gedanken verfolgen.

Damajanti ſetzte ſich. Mandaras ſah, das Haupt auf die Rechte geſtützt, ſinnend vor ſich hin, wohl eine Stunde lang. Dann erhob er ſich, rief aus: nun iſt mir alles gegenwärtig, ergriff ſeiner Schweſter Hand, drückte ſie herzlich und ſagte: rufe jetzt auch die andern! Schnell zog Damajanti's Freudenruf Vater und Freundin an das Lager des Wiedergeborenen, auf deſſen Wangen und Lippen während ſeines Schlafes die Röte des Lebens wiedergekehrt war. Sein ganzes Weſen atmete Ruhe und Heiterkeit der Seele, ſein Auge ſtrahlte. Seine matten Worte an die ihn herzlichſt begrüßenden Freunde waren: „ſo bin ich denn wieder bei euch, ihr Geliebten! Verzeiht meine Schwächen! Kräftigere Entſchlüſſe ſind in meinem Innern zur Reife gediehen, ſeitdem mein Geiſt in anderen Regionen ſchwebte. Ein neues Leben will ich, muß ich beginnen.“

Mit inniger Teilnahme hörten alle auf ſeine Worte, ermahnten ihn jedoch, ſich ruhig zu verhalten und einige Erquickung zu ſich zu nehmen. Er folgte dieſem Rat. Nach einiger Zeit trat auch Theobald, von Sunanda herbeigeholt, zu dem Bette des wieder Erſtandenen und ward dieſem als Freund und Sohn des Hauſes vorgeſtellt.

Mehrere Stunden blieb dieſer Kreis noch um den Jüngling vereinigt, ihn durch freundliche

Worte unterhaltend, bis dieſer endlich wieder in Schlaf verſank, worauf ſich die übrigen teils entfernten, teils den Schlaf des Freundes bewachend, bei ihm zurückblieben.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen verſammelte ſich beizeiten der Freundeskreis am Fuße der Platane. Mandaras war der erſte geweſen, der ſich vom Lager erhoben hatte, und in den Gängen des Gartens die friſche Morgenluft einatmete. Nach beendigtem Frühmale wandte ſich Theobald an den Greis und ſagte: wir haben vorgeſtern und auch geſtern Nacht, in deiner Abweſenheit, viel über Dinge höherer Art geſprochen. Damajanti und Sunanda haben mir viele, und, wie ich erkenne, gewichtige Einwürfe gegen die Anſichten vorgebracht, welche mir ſeit meiner Kindheit eingeflößt worden ſind. Allein wir haben noch keinen feſten Punkt gefunden, von welchem wir ausgehen könnten. Über die letzten Gründe aller Wahrheit ſind wir im Dunkeln geblieben.

Der Greis erwiderte: Wir Menſchen leben in einer Welt, welche zu groß iſt, als daß wir ſie zu überſehen vermöchten. Was wir vermögen, beſteht lediglich darin, einige Schritte nach verſchiedenen Seiten zu tun. Daher geben wir uns keine Mühe,

an das Ende zu gelangen! Schaffen wir uns aber auch nicht ſelbſt künſtliche Grenzen unſers Strebens! Fangen wir unſere Prüfung auch nicht bei dem an, was uns am fernſten liegt, ſondern bei demjenigen, was uns am nächſten ſteht! Dieſes iſt der Menſch, deſſen Natur mögen wir daher zuerſt unterſuchen und ſehen, wie weit wir auf dieſem Wege gelangen. Niemals bilden wir uns aber ein, wir hätten das ganze Feld des Wiſſens auch nur in gewiſſer Beziehung erſchöpft, wir hätten irgend etwas gänzlich ermeſſen! Wie jedes körperliche, ſo iſt auch jedes geiſtige Ganze in's unendliche teilbar, und eben deshalb können in's unendliche neue, d. h. früher nicht in der Art erkannte Teile davon entdeckt werden.

Unſer ganzes Wiſſen beſteht nur darin, Verhältniſſe zu erkennen, jedes Verhältnis ſetzt aber eine Mehrheit von Gegenſtänden voraus, aus deren Wechſel-Beſchaffenheit es entſteht. Die Erkenntnis *eines beſtimmten Verhältniſſes* beruht wieder auf der Erkenntnis der Verhältniſſe ſeiner Teile und ſofort in's unendliche. Hieraus erhellt, daß, wie dem Archimedes der feſte Punkt fehlte, worauf er ſeinen Hebel anbringen konnte, um die Erde aus ihren Fugen zu heben, ſo dem Philoſophen der feſte Punkt fehlt, auf welchen er eine Reihe von Schlüſſen ſtützen könnte.

Bei jedem Urteil, das wir fällen, jedem Begriff, den wir faſſen, jeder Empfindung, jeder Anſchauung, deren wir uns teilhaftig machen, ſetzen wir etwas voraus, nämlich das Vorhandenſein einer Welt in uns und einer Welt außer uns. Dieſe Welten können wir wiederum nicht vorausſetzen, ohne vieles andere, z. B. deren Möglichkeit, vorauszuſetzen uſw. ins unendliche. Indem ich ſage: „wahr iſt, was auf folgerichtigen Gründen beruht," tue ich nichts weiter als das Verhältnis zwiſchen dem wahren und dem auf folgerichtigen Gründen beruhenden feſtſetzen. Indem ich ſage: „dasjenige, was ſeinem Objekte entſpricht," iſt keineswegs wahr zu nennen, beſtimme ich lediglich das Verhältnis zwiſchen dem wahren und dem ſeinem Objekte entſprechenden. Dort bezeichne ich ein Verhältnis der Gleichheit, hier ein Verhältnis der Ungleichheit. Aus der Notwendigkeit, bei jeder Behauptung immer etwas als wahr vorauszuſetzen, ergibt ſich, daß einem Menſchen, welcher alles leugnet, nichts erwieſen werden kann. Daher wende der Philoſoph ſeine Worte nur an ſolche Menſchen, welche nicht in den Tag hinein, d. h. ohne Gründe Prämiſſen und Schlußfolgerungen leugnen. Nur vernünftige Menſchen ſind fähig, Gründe zu erkennen.

Du ſagſt vielleicht: alſo iſt der Menſch durch-

aus nicht fähig, Wahrheit zu erkennen, alles iſt Lug und Trug, was wir bisher für wahr hielten? Keineswegs! Wohl iſt der Menſch der Wahrheit fähig, nur verbinde er mit dieſem Worte den richtigen Begriff. Wahr iſt, was auf folgerichtigen Gründen beruht. Der Menſch vermag es, nach Gründen zu forſchen, auf ſolche ſeine Anſichten zu bauen. Bis zu den letzten Gründen aller Wahrheit kann er freilich nicht gelangen; allein er kann ſich ihnen nähern. Je mehr er dieſes tut, je tiefer ſeine Gründe reichen, deſto mehr Anſpruch hat er, die Wahrheit zu beſitzen, je weniger weit ſie zurückgehen, deſto weniger Anſpruch hat er auf den Beſitz von Wahrheit. In keiner Hinſicht kann der Menſch an ein Ende gelangen, ſo wenig im Raume und in der Zeit, als in der Entdeckung der Wahrheit. Aber wie wir Menſchen uns ſchon freuen könnten, wenn wir den ganzen Raum unſerer Erde recht genau, und den des übrigen unſeren Blicken zugänglichen Weltalls auch nur einigermaßen, wenn wir nur die Zeit der vergangenen ſechs Jahrtauſende genau, und einige Jahrtauſende weiter zurück nur einigermaßen kennten, ſo hätten wir allen Grund zur Freude, wenn wir jede Behauptung, um ein paar tauſend Schritte mit Sicherheit, und

ſpäter auch nur ſchwankend, zu verfolgen vermöchten. Die meiſten Menſchen forſchen garnicht nach Gründen, gehen auch nicht um einen Schritt der Quelle der Wahrheit entgegen, ſondern nehmen für Wahrheit an, was man ihnen mit Beſtimmtheit als ſolche vorträgt. Aber auch die denkenden Menſchen begnügen ſich in der Regel mit einem oder zwei Schritten rückwärts. Bemühen wir uns, bei allem unſerm Forſchen ſoweit als möglich dem Urgrunde unſerer Anſichten uns zu nähern!

Auf einen Uranfang, warf Theobald ein, auf eine Entſtehung der Welt könnten wir daher nie zurückkommen?

Der Greis erwiderte: die Annahme, daß irgend etwas, das iſt die Welt, die Erde, das Menſchengeſchlecht, entſtanden, d. h. aus nichts zu etwas geworden, iſt uns ebenſo unbegreiflich, als daß es nicht entſtanden, d. h. von Ewigkeit her ſei, weil unſere Vernunft uns treibt, bei Allem nach immer genügender Urſache zu forſchen und wir in beiden Fällen eine ſolche nicht finden. Denn beide Sätze ſind im weſentlichen gleich bedeutend. Die Verſchiedenheit liegt nur in den Worten, indem der erſte Satz ebenſogut als der zweite das Vorhandenſein einer genügenden Urſache in Abrede ſtellt, weil darin das „nichts“ als Quelle des Ge-

wordenen bezeichnet wird, welches (als Verneinung) keine Quelle, keine genügende Ursache ist.

Wir haben daher Unrecht, uns mit diesen Fragen zu beschäftigen. Weder das Sein von Ewigkeit her, noch das Entstandensein aus nichts können wir fassen. Wir müssen vielmehr das Bestehende zur Grundlage unseres Forschens machen. Von diesem Standpunkte ausgehend, nehmen wir Veränderungen wahr. Sie können wir begreifen und verfolgen. Es wird uns leichter sein, dasjenige, was jetzt gewöhnlich mit dem Worte Entstehung bezeichnet wird, zu fassen, wenn wir es uns als eine, allerdings radikale, und zwar hervorbringende Veränderung denken. Nur von diesem Standpunkte ausgehend, können wir über die Entstehung der Erde, des Menschengeschlechts u. s. w. annähernde Gewißheit erlangen.

Theobald erwiderte: Und wie können wir über das Bestehende, über die Veränderungen, die wir gewahren, Aufklärung erlangen?

Greis. Durch aufmerksame Beobachtung der uns umgebenden Welt und deren Vergleichung mit unserer inneren Welt. Dadurch, daß wir auf den festen Grund der Beobachtung unsere Schlüsse bauen. Dadurch endlich, daß wir auf diesem Wege über die Bedingungen unsers Seins und unsere Menschen-Natur Klarheit zu erlangen suchen. Denn

dieſe beiden Momente ſind unzertrennlich mit jeder Forſchung verbunden. Nur in Raum und Zeit können die Menſchen forſchen. Nur wenn wir wiſſen, was der Menſch iſt, können wir über ſein Forſchen eine deutlichere Anſicht erlangen.

Siebentes Kapitel.

Was iſt Raum? und was iſt Zeit? ſo fuhr der Greis nach einer Pauſe fort. Sammelt eure Gemüter, meine Kinder! es ſind dies wichtige Fragen. Nur wer für Wahrheit glüht, nur wer in ernſter Stimmung iſt, wird mich verſtehen. Folget mir!

Mit dieſen Worten erhub ſich der Vater; ſchweigend folgten ihm die andern. An dem Ufer des Stroms, der nicht weit von der Wohnung unſerer Freunde ſich ſchäumend und rauſchend dahin wälzte, ſetzte er ſich nieder und um ihn ſeine Kinder. Dann fuhr er fort:

Raum iſt, was zwiſchen zwei als Grenzpunkte gedachten Körpern in der Mitte liegt; Zeit iſt, was zwiſchen zwei als Grenzpunkte gedachten Veränderungen in der Mitte liegt. Die Körper ſind in betreff des Raums, was die Veränderungen in betreff der Zeit ſind. Fragt ihr, was aber zwiſchen jenen Körpern und Veränderungen in der Mitte liegt? ſo iſt die Antwort: es ſind wieder Körper und Veränderungen. Aber wie zwiſchen wirklichen Körpern und Veränderungen nur wirkliche, ſo können

zwiſchen gedachten Körpern und Veränderungen nur gedachte in der Mitte liegen. Und wie an den als Grenzpunkte gedachten Körpern und Veränderungen nur ihre Eigenſchaft als Grenzpunkte hervorgehoben und daher jede andere ausgeſchloſſen iſt, ſo erſcheint, nach dem Satze, daß nur gleichartiges ſich begrenzen könne, von den begrenzten Körpern und Veränderungen gleichfalls nur ihre Eigenſchaft als begrenzte (Körper und Veränderungen) von Erheblichkeit. Jede andere, wie wichtig ſie auch ſonſt ſein mag, iſt daher in räumlicher und zeitlicher Beziehung gleichgültig. Die Luft bildet die (räumliche) Grenze des Pendels, zwei Pendelveränderungen die (zeitlichen) Grenzen der Pendelſchwingung. Ob aber das in dem gegebenen Beiſpiele Eingeſchloſſene, in dem erſten Falle (der Pendel) von Holz oder Metall 2c. ſei, iſt in räumlicher, gleichwie ob es in dem zweiten Falle (die Pendelſchwingungen) eine durch das Gehör oder das Gefühl oder auf irgend eine andere Weiſe wahrgenommene Veränderung ſei, in zeitlicher Beziehung gleichgültig. Die Zeit iſt daher nicht denkbar ohne Veränderung, der Raum nicht denkbar ohne Körper; und nur Veränderungen werden durch die Zeit, nur Körper durch den Raum eingeſchloſſen. Die Körper können nur innerhalb des Raums und der Raum nur innerhalb der Körper ſein,

die Zeit nur innerhalb der Veränderungen und die Veränderung nur innerhalb der Zeit. Hierin liegt das Rätsel räumlicher und zeitlicher Unendlichkeit. Wo Körper und Veränderungen sind und geordnet aufgefaßt werden sollen, da muß Raum und Zeit sein, weil dieses die einzigen Mittel sind, die an und für sich unbestimmten Körper und Veränderungen zu bestimmen. Hierin liegt die Antwort auf die Frage, ob wir auch noch in jener Welt in räumlichen und zeitlichen Verhältnissen stehen werden. Der Mensch aber, welcher weder eine Veränderung, noch ein Körper ist, obgleich sich Veränderungen an ihm zugetragen und er einen Körper besitzt, ist daher nur vermittelst der ihn betreffenden Veränderungen und des ihm eigenen Körpers zeitlicher und räumlicher Verhältnisse fähig.

Die Zeit dehnt sich aus von einem Jahrhundert zum anderen; der Raum von Ost nach West, von Nord nach Süd. Die Ausdehnung des Raumes besteht nur durch das Aneinanderreihen von Körpern, die Ausdehnung der Zeit nur durch das Aneinanderreihen von Veränderungen. Der Raum verändert sich nicht, wohl aber die Körper, die er faßt, in unendlicher Verstrickung. Auch die Zeit verändert sich nicht, obgleich die Veränderung in ihr nie stille steht. Die Zukunft wird zur Gegenwart, die Gegenwart zur Vergangenheit und auch diese ent-

fernt ſich immer mehr von dem jetzt lebenden Geſchlechte.

Der Zeitenlauf iſt der Lauf der Veränderungen außer uns, ihm entſpricht der Lauf der Veränderungen in uns. Der Lauf der Zeit und der Lauf des Lebens ſind die Folgen des Zuſammentreffens zwiſchen der Kraft und dem Sein. Dort iſt es die Urkraft aller Veränderung, welche mit dem Sein der Welt, hier die Kraft, welche in uns wohnt (Seele), welche mit dem Sein unſer ſelbſt zuſammentrifft.

Die Bewegung iſt die Folge des Zuſammentreffens zwiſchen Kraft und Körper, die Bewegung der Welt die Folge des Zuſammentreffens zwiſchen der Urkraft und der Körpergeſamtheit, die Bewegung des Menſchen die Folge des Zuſammentreffens zwiſchen unſerer individuellen Kraft (Seele) und dem Körper-Individuum.

In der Bewegung vereinigen ſich Raum und Zeit, Körper und Veränderung. Allein nicht alles was die Zeit umfaßt, nicht alle Veränderung iſt Bewegung (ſondern nur das Heraustreten eines Körpers aus ſeinen räumlichen Verhältniſſen). Dieſes iſt der einzige Punkt, in welchem ſich jene beiden Bedingungen unſers Seins berühren, gleichwie zwei Linien, welche ſich im rechten Winkel kreuzen.

Die Zeit verhält ſich zu dem Menſchen, an

welchem sie vorüberzieht, wie ein unermeßlicher abwärts fließender Strom zu dem in seiner Mitte aufwärts strebenden Menschen. Die Vergangenheit gleicht dem vorübergeflossenen, die Gegenwart dem in gleicher Linie fließenden, die Zukunft dem heranströmenden Wasser. Dem ersten wendet der Mensch seinen Rücken, dem zweiten seine Seiten, dem dritten sein Auge zu. Wie der Mensch einen bestimmten Teil des flutenden Wassers nur dadurch als mit ihm in gleicher Linie befindlich zu erkennen vermag, daß er als Maßstab der Gleichlinigkeit einen mehr oder minder großen Raum in Gedanken feststellt, z. B. denjenigen, der zwischen den beiden ausgebreiteten Füßen, oder zwischen seinen Hüften oder den Schläfen seines Hauptes in der Mitte liegt, so vermag der Mensch am Zeitenlaufe nur dadurch die Gegenwart zu erkennen, daß er als Maßstab der Gleichzeitigkeit eine gewisse mehr oder minder große Zeit feststellt, z. B. diejenige, welche zwischen einem Pulsschlage und dem andern, oder einem Atemzuge und dem andern in der Mitte liegt. Denn nur rein körperliche Dinge können einen Maßstab des Raums bilden, also nicht das Ich des Menschen, welches nicht rein körperlich ist; nur an Veränderungen kann die Zeit gemessen werden; das Ich des Menschen ist aber selbst keine Veränderung, obgleich sein Leben nur aus einer Reihe solcher besteht.

Hierdurch wird unſer ſonderbares Verhältnis zu Raum und Zeit beſtimmt. Die Zeit zieht in der Wahrheit nicht an uns vorüber, ſondern nur an den Veränderungen, welche in uns vor ſich gehen, und dieſe an jener. Sie ſteht mit uns in keinem unmittelbaren Verhältnis, ſondern nur in einem durch die Veränderungen, die wir erleiden, vermittelten Zuſammenhang. Die Veränderungen, welche wir erleiden, gehen allerdings in der Zeit vor ſich, allein deshalb ſind ſie doch nicht Reſultate des fließenden Zeitenſtroms. Der Zeitverlauf iſt verſchieden von der Zeit, wie das Rollen des Rades verſchieden iſt von dem Rade.

Der unveränderliche Raum kann als ſolcher nicht an uns vorüberziehen, aber auch nicht wir, ſondern nur unſere Körper ſich in ihm bewegen, aber mit dieſen zugleich bewegen ſich alle übrigen Körper in allen möglichen Richtungen. Während wir uns auf der Erde bewegen, bewegt ſich dieſe um ſich ſelbſt, um die Sonne, und mit dieſer und unſerm ganzen Sonnenſyſteme ohne Zweifel wieder um andere Sternenordnungen und ſo weiter ins unendliche. Während die Zeit an uns vorübereilt, eilen auch wir an ihr vorüber.

Raum und Zeit ſtehen nicht auf gleicher Stufe der unermeßlichen Leiter der Dinge; ſondern die letztere um eine Stufe dem Geiſte, der erſtere um

eine Stufe dem Körper näher. Was für den Raum der Ort, ist für die Zeit das Ereignis, was für jenen der Ort-Sinn, ist für diesen der Sinn für die Ereignisse. Wer jenen besitzt, findet sich im Raume, wer diesen, in der Zeit leicht zurecht. Jener beobachtet rasch und scharf die Besonderheiten der Orte und macht sie sich zunutze auf seinem Gange durch den Raum; dieser erfaßt rasch und scharf die Besonderheiten der Ereignisse und macht sie sich zunutze auf seinem Gange durch die Zeit.

Der Zeitenstrom ist nicht blos die Wechselwirkung eigener und fremder Tätigkeit. Es läuft die Zeit und läuft und läuft, während ich spreche, während ihr höret. Das Rauschen des Stroms schlägt an mein Ohr. Oft ist es mir, als hörte ich die Zeit so an mir vorüber rauschen. Dennoch wenn ich mich frage: wo liegt die Aehnlichkeit zwischen dem Strome und der Zeit? muß ich mir sagen: sie selbst haben keine Aehnlichkeit, sondern nur in Beziehung auf beide findet dasselbe Dritte statt: die unaufhaltsame Veränderung.

Achtes Kapitel.

Den ganzen Tag brachten unſere Freunde im Freien an den Ufern des Stromes zu, viel noch ſprechend, viel nachdenkend über Raum und Zeit. Ihre Blicke folgten den Wellen, die hinab dem Meere zueilten, hielten ſie feſt bis ſie in der Maſſe ſich verloren, folgten der Sonne, wie ſie ſich hob bis hoch in die Mitte des Himmels und dann wieder ſank. Mehr als ſonſt lauſchten ſie den Tönen, die ihnen entgegenſchallten, horchten, wie ſie ſchwächer und immer ſchwächer wurden und endlich gänzlich verhallten. Spät am Abende erſt traten ſie den Rückweg an. Der Greis ging in tiefe Gedanken verſunken voran, ihm folgten Sunanda und Theobald, Damajanti und ihr Bruder. „Wie dieſe," rief Mandaras aus, als die Sonne unter den Horizont geſunken war, „wie dieſe, ſo glaubtet ihr, habe auch ich meinen Lauf vollendet. Rüſtig ſteht jetzt an deiner Seite, der jüngſt noch auf der Bahre mit bleichen Wangen lag." Als er ſah, daß ihm Damajanti mit Spannung zuhörte, fuhr er fort: „Es war eine merkwürdige Zeit,

Zeit, die ich teils in Schlummer, teils in Ohnmacht verſunken, zubrachte! Mannigfaltige Träume belebten ſie. Es war mir, als ſchliefe ich in einem düſter lieblichen Tale am Fuße eines hohen Baumes. Sanfte Winde umſäuſelten mich, leichte Rehe ſpielten um mich her, holde Nachtigallen ſangen ihre ſehnſuchtsvollen Lieder. Keine Spur eines Menſchen war in meiner Nähe. Die Sonne war noch jenſeits eines hohen Bergs, über welchem jedoch ihr Glanz ſchon ſchwebte. Plötzlich erhob ſie ſich ſelbſt und als ich ihr entgegenblickte, erkannte ich eine Geſtalt, welche ſich von ihr löſte und mit der Schnelligkeit des Lichts auf mich zukam. Anfangs kaum ſo groß wie die Knospe einer Roſe entfaltete ſie ſich bis zu menſchlicher Größe, und als ſie nahe zu mir gekommen war, erkannte ich in ihr meine Urwaſi. Sie neigte ſich über mich und blickte mit himmliſcher Liebe auf meine geſchloſſenen Augen. Ich wollte ſie öffnen, um die Geliebte im wirklichen Leben zu erkennen, wollte meine Arme ausſtrecken, mich erheben, ſie zu umfaſſen; doch ich vermochte nichts von alledem. Ich wollte ſprechen, allein auch die Stimme gehorchte mir nicht. Ich hatte ſagen wollen: „meine Urwaſi, werden wir jetzt vereinigt bleiben?“ Sie aber lächelte mit der Sanftmut eines Engels und ſprach: „ich weiß, was du denkſt, mein Lieber. Nein, du wirſt auf die

Erde zurückkehren. Doch werden wir uns wieder finden. Ich kam, um deinen Schlummer zu bewachen.“ In diesem Augenblicke entstand eine furchtbare Bewegung von allen Seiten. Die Rehe, welche bisher friedlich in meiner Nähe geweidet hatten, verwandelten sich in grimmige Hyänen, welche Miene machten, mich zu zerfleischen, die Nachtigallen wurden zu Schlangen, welche sich ziſchend aufrichteten, um über mich herzufallen, der Baum, an dessen Fuß ich lag, fing an, in lichten Flammen zu brennen und seine glühenden Äste drohten jeden Augenblick auf mich Regungslosen herunterzustürzen. Doch Urwasi verscheuchte die wilden Tiere, löschte die Gluten des Baumes und stellte durch einen Wink die Landschaft in ihrer vorigen Lieblichkeit wieder her. Drauf neigte sie sich über mich, drückte ihre Lippen auf die meinigen und sagte: „dies ist der erste und einzige Kuß, den ich dir gebe. Er soll deine Lebenskraft sammeln und mehren und dich vor gänzlichem Scheiden aus der Erde bewahren.“ Ich fühlte mich wie von himmlischem Feuer durchglüht. Mit diesem Gefühle verlor ich mein Bewußtsein. Ich erwachte und fühlte mich in deinen Armen.

Als ich darauf wieder in Schlaf versank, hatte ich folgenden Traum: Ich lag auf dem Grabe meiner Urwasi, rings um mich her war Toten-

ſtille, nirgends Menſchen, nirgends Leben. Die Platane über mir war kahl, ohne Blätter und Blüten, die ganze Umgegend, von dem untergehenden Halbmonde düſter beleuchtet, hatte ein winterlich ödes Ausſehen. Ein ſchneidender Wind ſtrich durch die Wipfel der Bäume und erſtarrte meine Glieder. Ich fühlte mich unendlich ſchlaff und durch die Nordluft im Innerſten meiner Nerven angegriffen. Doch das Gefühl körperlicher Unbehaglichkeit wich bald demjenigen des geiſtigen Schmerzes. Ich dachte: unter mir modern die Gebeine meiner Urwaſi. Tiefe Seufzer brachen aus meiner Bruſt hervor. Die Bilder der Hoffnung früherer Jahre ſtiegen in meinem Innern auf und neben ihnen das totenbleiche, unbewegliche Bild der Geliebten. Alle die Ausſichten auf häusliche Glückſeligkeit und Wirkſamkeit im größern Kreiſe, welche früher ſo oft mein Herz mit Freudigkeit erfüllt hatten, zogen an mir vorüber und ſchloſſen immer damit, daß ich mir bewußt wurde, auf dem Grabe der Geliebten zu liegen. Ich rief aus: etwas hoffen und wünſchen muß der Menſch, ſoll er leben, ich hoffe nichts, ich wünſche nichts. Was ſoll ich noch auf dieſer Erde? Da fühlt' ich plötzlich unter mir die Erde ſich bewegen: ſie hatte nicht die Kraft mehr, mich zu tragen. Ich ſank, und ſank, und ſank, bis ich endlich wieder feſten

Boden unter mir fühlte. Halb betäubt vom Falle, den ich getan, konnte ich anfangs kaum gewahren, wo ich mich befand. Auch war ich ſo matt und ſo betrübt, daß ich mir nicht die Mühe nahm, mich umzuſehen. Doch allmählig begannen angenehmere Regungen mich zu erfüllen. Der ſtarre Froſt, welcher, obgleich nur dunkel empfunden, bisher meine Glieder gelähmt hatte, ging in ſanfte Wärme über, milde Töne ſchlugen an mein Ohr, ich öffnete mein Auge und gewahrte, daß ich in der Mitte eines wunderbaren, halb einem Tempel, halb einem Pallaſte ähnlichen Gebäudes auf weichen Polſtern ruhte. Ich ſah emporſtrebende Säulen des Gebäudes Dachwerk tragen, die Decke und die Wände mit lieblichen Gemälden geziert, und dennoch ſah ich auch den Himmel über mir ſich wölben, die ſchönſten Blumen um mich blühen, als wäre ich im Freien, und nicht in einem Hauſe. Etwas beſſer als zuvor ward mir jetzt; doch war nichts, was ich ſah, imſtande, meine Blicke zu feſſeln. Kaum hatte ich mich ein wenig umgeſchaut, ſo ſchloß ich wieder die Augen und war bereit, in meine frühere Gedankenreihe zurückzufallen, als ich plötzlich meinen Namen rufen hörte. Das iſt Urwaſi's Stimme, dachte ich, doch fügte ich gleich in meinem Innern hinzu: es iſt nur Trug; ihre Gebeine ruhen unter mir. Noch einmal und ſtärker und näher und er-

greifender als zuvor drang der Ruf meines Namens zu mir. Ich dachte: wüßte ich nicht Urwaſi tot, ich könnte glauben, ſie riefe mir, und blieb unbeweglich liegen. Bald aber war es mir, als fühlte ich die Nähe eines zarten Weſens. Ich blickte auf und ſah Urwaſi's Geſtalt vor mir. „O du tief betrauerte Geliebte, rief ich aus, warum biſt du nicht mehr unter den Lebenden? Ich weiß es, daß du tot biſt. Nur deine Traumgeſtalt umſchwebt mich.“ „Und wenn es auch nur mein Schatten iſt, o Mandaras, den du gewahrſt, freut es dich nicht, auch dieſen zu ſehen?“ Dabei ſah ſie mich ſo mild und liebend an, daß ich in meinem Innerſten erbebte. Ich fuhr auf und wollte ihre Hand ergreifen. Doch als dieſe dem Drucke der meinigen keinen Widerſtand entgegenſetzte, ſondern wie Luft meiner Berührung ſich entzog, da erfaßte mich eine ungeheuer ſchmerzensvolle Sehnſucht, ich ſchluchzte laut, wälzte mich auf der Erde hin und her und vermochte mich nicht zu faſſen. „O Urwaſi,“ rief ich endlich, ohne die Augen aufzuſchlagen, „ſoll ich denn noch lange auf dieſer Erde weilen, ohne dich?“ „Guter Mandaras,“ erwiderte die Lichtgeſtalt, „ermanne dich!“ Ich machte einen Verſuch, meinen Schmerz zu unterdrücken, und öffnete wieder meine Augen. Aber als mein Blick auf die himmliſchen Züge des vor mir ſtehenden Bildes fielen,

als ich in ihnen ganz diejenigen meiner Urwaſi erkannte und mir doch ſagen mußte, ach! es iſt nur ihr Schatten, da verfiel ich wieder in unnennbaren Schmerz und bittre Tränen floſſen über meine Wangen. Doch ſchnell ſammelte ich wieder meine Geiſter. „O Urwaſi,“ ſagte ich leiſe: „habe Nachſicht mit meiner Schwäche! Ich will mich ermannen, will verſuchen, mich aus dem Abgrunde zu erheben, in den mich dein Tod geſchleudert hat. Nur zürne mir nicht!“ Da lächelte das hehre Bild mir freundlich zu und ſagte: „ich zürne nicht, ich will dir wohl, ich möchte dich gerne glücklich wiſſen.“ — „Glücklich ohne dich, wie iſt das möglich?“ — „Durch eigene Anſtrengung und der Gottheit Fügung!“ Bei dieſen Worten verſchwand mir die Erſcheinung, ich erwachte und mein erſter Blick fiel auf dich, meine Schweſter, meine Freundin!

Neuntes Kapitel.

Vor Tagesanbruch war der Greis mit seinen Kindern auf dem Wege nach einem benachbarten Berge, um von dort aus den Aufgang der Sonne zu betrachten. Eben waren sie auf der Spitze angelangt, als die ersten Strahlen des herrlichsten aller Sterne sie begrüßten. Frohe Gesänge der gefiederten Bewohner der Büsche und Bäume erwiderten den Gruß. An diese schlossen sich auch unsere Freunde an. Der Vater begann, ihm folgten die Kinder.

Nachdem sie die Geberin des Lichts und der Wärme begrüßt hatten, setzten sie sich in einem Halbkreise nieder und der Vater, aufgefordert durch die Bitten seiner Kinder, nahm das Wort und sprach:

„Über die Menschennatur soll ich euch sprechen. Was ist der Mensch? Darin ist jedermann einig und darüber kann auch wohl kein Zweifel sein, daß er ein lebendes Wesen und zwar dasjenige sei, welches auf der höchsten Stufe geistiger Vollkommenheit unter den uns bekannten Wesen steht. Aber was ist ein lebendes Wesen, was ist

Leben? Betrachten wir ein Geſchöpf, welches wir lebend nennen, ſo erkennen wir, daß es einen Körper beſitzt. Vergleichen wir ein totes Weſen mit einem lebenden, eine Menſchenleiche mit einem lebenden Menſchen, ſo erkennen wir zwiſchen beiden einen inhaltsſchweren Unterſchied. Jene bleibt unbeweglich auf der Erde liegen und gibt kein Zeichen von Selbſttätigkeit, dieſer bewegt ſich und gibt unverkennbare Zeichen von ſolcher. Die Selbſttätigkeit unterſcheidet daher den lebenden Menſchen von der Menſchenleiche. Kehren wir in unſer Inneres zurück, ſo erkennen wir, daß wir Triebe, Anlagen, Empfindungen mannigfaltiger Art beſitzen, während die Leiche ſolche nicht beſitzen kann, indem ſie Selbſttätigkeit zur Folge haben müßten, letztere aber einer Leiche nicht zugeſchrieben werden kann. Äußerlich Selbſttätigkeit, innerlich Drang zur Tätigkeit bilden alſo die charakteriſtiſchen Merkmale des lebenden Weſens. Dieſe Erſcheinungen ſind es, welche nach dem Grundſatze: keine Wirkung ohne entſprechende Urſache, auf das Vorhandenſein einer ſolchen führen. Die Urſache, welche eine ganze Reihe von Erſcheinungen in ordnungsmäßiger Entwickelung zur Folge hat, nennen wir Kraft, und die Kraft, auf welche wir die Erſcheinungen menſchlicher Tätigkeit zurückführen, nennen wir

Seele oder Geist. Selbsttätigkeit ist also in der allgemein wahrnehmbaren, Drang zur Tätigkeit in der dem einzelnen lebenden Menschen wahrnehmbaren Erscheinung, was die Seele oder der Geist in der Wirklichkeit ist.

So wenig als Selbsttätigkeit und Drang zur Tätigkeit, ist auch die Seele des Menschen körperlich d. h. im Raume ausgedehnt, weil die Seele dem Körper entgegensteht, also nicht die diesem letztern wesentliche Eigenschaft (Ausdehnung im Raume) haben kann. Dennoch stehen Körper und Seele in Verbindung, auch hinsichtlich des Raums, indem die Seele nur vermittelst des Körpers und daher in räumlichen Verhältnissen ihre Tätigkeit äußern kann; sie müssen daher auch in dieser Rücksicht einen Punkt haben, in welchem sie zusammentreffen. Welches ist dieser Punkt? Das räumlich Ausgedehnte verhält sich zu dem räumlich Unausgedehnten wie die Mehrheit zu der Einheit, wie das Zusammengesetzte zum Einfachen. Gleichwie dieses sich an jenes, so schließt sich der Geist an den Körper an. Die Einheit verhält sich zu der Mehrheit, das Einfache zum Zusammengesetzten wie das Unteilbare zum Teilbaren. Die Seele ist also unkörperlich und in räumlicher Beziehung unteilbar, nichtsdestoweniger steht sie in räumlichen Verhältnissen. Allein man darf sie nicht als im Raume von dem Körper ge-

trennt denken, weil nur das räumlich Ausgedehnte, (d. h. das Körperliche) von dem Körperlichen räumlich getrennt ſein kann, ſondern als auf's allerinnigſte und zwar in der Art mit dem Körper vereinigt, daß ſie in jedem ſeiner Teile ſich findet, obgleich natürlich überall als unkörperliches, räumlich unausgedehntes, einfaches Ding.

Ein Bild von der Seele können wir uns daher nicht entwerfen (weil ſie unkörperlich iſt, und nur körperliche Dinge bildlich dargeſtellt werden können); allein den Gedanken eines unkörperlichen, ſein Vorhandenſein durch Wirkungen und zwar mit beſonderer Beziehung auf einen gewiſſen Körper äußernden Dinges können wir recht wohl faſſen; und vergleichen können wir dieſes Ding (Seele) in der bezeichneten Hinſicht mit mancherlei anderen Dingen z. B. der Helle und der Wärme, welche beide gleichfalls unkörperlich ſind, obgleich ſie unbezweifelterweiſe nur in räumlichen Verhältniſſen ſtattfinden können. Die Seele unterſcheidet ſich jedoch auch in räumlicher Beziehung von dieſen Dingen dadurch, daß ſie weſentlich mit einem Körper-Individuum in Verbindung ſteht; überdies insbeſondere dadurch, daß ſie eine Kraft iſt, während Helle und Wärme nur die Reſultate der Wechſelwirkung zwiſchen Kräften und Körpern ſind.

Was der Körper getrennt von der Seele ſei,

kann sich denken und vorstellen, wer über eine Leiche nachgedacht, eine solche gesehen oder doch von ihr gehört hat. Was aber die Seele *getrennt* von dem Körper sei, können wir uns nicht denken, weil zu ihrem Wesen ihre Verbindung mit dem Körper gehört. Ein Ding, das nicht mit einem Körper in Verbindung steht, ist gar keine Seele, weil diese nichts anderes ist, als die *Kraft*, welche bewirkt, daß mit einem Körper Selbsttätigkeit und Drang zur Tätigkeit verbunden sei. Die Seele ist also das Subjekt, der Körper das Objekt der Selbsttätigkeit. *In der Verbindung zwischen beiden besteht der Mensch und das seiner Natur entsprechende Wirken in fortlaufender Dauer nennen wir: Leben.*

Zehntes Kapitel.

Nach einer kleinen Pauſe fuhr der Greis fort. Es bleibt mir noch, über den Zweck des menſchlichen Lebens einige Worte zu ſagen. Er beſteht in der Vervollkommnung. *Der Menſch ſoll nach dem Höchſten ſtreben, das er zu erreichen vermag.* Vollkommenheit iſt aber das Höchſte, allein da der Menſch dieſe nicht erreichen, ſondern ſich nur ihr nähern kann, ſo bildet nicht die Vollkommenheit, ſondern nur die Vervollkommnung das Ziel des menſchlichen Strebens und daher den Lebenszweck. Möglichſt vollkommen zu handeln vermag der Menſch nur, wenn ſeine Gedanken und Empfindungen, aus welchen ſeine Handlungen hervorgehen, möglichſt vollkommen ſind, möglichſt vollkommen zu denken nur, wenn ſein Denk-Vermögen, möglichſt vollkommen zu empfinden nur, wenn ſein Empfindungs-Vermögen möglichſt vollkommen beſchaffen iſt. Daher kann der Menſch in keiner Beziehung ſich vervollkommnen, ohne ſich überhaupt zu vervollkommnen, in keiner Beziehung ſinken, ohne überhaupt zu ſinken.

Wo der Verstand uns etwas als wahr darstellt, was das Gefühl verwirft, und umgekehrt, da findet ein Widerspruch statt. So lange dieser dauert, ist der Mensch im Zustande des Zweifelns, des Schwankens. Das Streben des Menschen muß daher darauf gerichtet sein, Harmonie in seinem Innern zu begründen.

Wo der Inbegriff der verschiedenen Kräfte eines Menschen zu gleichen Resultaten führt, ist allerdings Harmonie im Innern desselben. Allein ob das Innere darum auch mit der Außenwelt in Harmonie stehe, ist noch nicht entschieden. Auf welche Weise kann diese Harmonie begründet werden? Die Antwort ist: durch das Streben des Menschen, seine sämtlichen Kräfte so sehr als möglich zu vervollkommnen. Von einer vollkommenen Kraft lassen sich vollkommene Wirkungen, von einer unvollkommenen nur unvollkommene Wirkungen erwarten. Daher tut der Unvollkommene wohl, sich an den Vollkommneren anzuschließen, sich diesen zum Muster zu nehmen. Allein kein Sterblicher ist vollkommen. Ein Mensch mag also geistig auch noch so hoch stehen, so dürfen wir doch dessen Ansichten nicht unbedingt für wahr, dessen Handlungsweise nicht unbedingt für richtig erkennen. Doch haben wir ein Vorbild, dem wir getrost folgen können. Freilich ist es uns nicht zu

teil geworden, es von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, wir können uns nur an die Schriften halten, welche uns von ihm berichten. Allein nehmen wir dieſe, frei von Sekten-Vorurteilen, unabhängig von Zweifelſucht und Widerſpruchsgeiſt in uns auf, ſo werden wir in keinem Sturme des Lebens Kompaß, Steuer und Anker entbehren. „Mit ſteigendem Intereſſe hatte Mandaras dem Greiſe zugehört. Nun da dieſer ſchwieg, fiel er mit Eifer ein: ſo kannteſt du das Chriſtentum, und ſprachſt mir nie davon: Der Greis lächelte und erwiderte: ich gab dir nichts von ſeiner Schale, damit dir der Kern nicht verbittert würde. Das Chriſtentum beſteht nicht in Worten und Förmlichkeiten, ſondern in Gefühlen und Handlungen. Ich erzog dich zum Chriſten im Geiſte und in der Wahrheit, nicht dem Namen nach und zum Scheine. Du warſt Chriſt, bevor du nach Europa kamſt, bevor du die Religionsbücher der Chriſten laſeſt. Ihren Geiſt hatte ich in dir erweckt. Er wehte dich darum im fernen Lande heimiſch an, während die Form, in welche er dort gebannt iſt, dir fremd blieb. Ich hatte dich geübt im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, ich hatte deinen Blick gelenkt auf die Wahrheit, ich hatte dir gezeigt die Schönheit ihres Bundes, und ſo waren die Elemente alles Erhabenen in deiner Bruſt geweckt. Denn die

Wahrheit ist das Ziel alles Wissens, wie die Schönheit das Ziel aller Kunst. Was in der Wahrheit die Folgerichtigkeit, ist in der Schönheit die Harmonie, was in jener die Begründung, ist in dieser die Zusammenwirkung. Das Schöne ist das in einem gegebenen Erzeugnisse harmonisch zusammenwirkende, und die Kunst ist die Verwirklichung der Idee der Schönheit. Wahrheit ist begründete Folgerichtigkeit und die Wissenschaft enthält ihre Darstellung. Die Wahrheit entspricht dem Begriffe der Zeit, wie die Schönheit dem des Raums, jene dem Begriffe der Folge, diese dem der Gegenwart. Schönheit und Wahrheit berühren sich wie die horizontale und die vertikale Linie. Die Wahrheit entspricht der Tiefe, die Schönheit der Fläche, die Tiefe dem Innern, die Fläche dem Aeußern. Jene bezeichnet das Wesen, diese die Form. Die Wahrheit, beseelt von dem Streben nach dem Höchsten, ist das Heilige. Gott verhält sich zum Zeitgeiste, wie die Ewigkeit zur Zeit. Der verbreitetste Glaube ist die Frucht des Zeitgeistes, der erhabenste Glaube ist die Frucht der von dem Streben nach dem Höchsten beseelten Wahrheit. Was in der Kunst die Schönheit, in der Wissenschaft die Wahrheit, ist in der Religion der Glaube und in der Moral die

Liebe. Glaube ist das Gefühl der Ergänzung durch Gott, Liebe das Gefühl der Ergänzung durch die Mitwelt. Der Glaube steht in der Mitte zwischen Unglauben und Aberglauben. Ersterer ist Unempfänglichkeit für das Gefühl für das Höchste, letzterer ist das Gefühl der höchsten Wahrheit für die Unwahrheit. Liebe steht in gleichem Verhältnis mitten zwischen Gleichgültigkeit und Haß.

Elftes Kapitel.

Tage ſchwanden, Wochen zogen dahin. Die Männer beſtellten das Land, die Frauen das Haus. Morgens, mittags und abends verſammelte ſich der ganze Freundeskreis und die Freude fehlte nie ihrem Zuſammenſein. Theobald und Sunanda ſchloſſen ſich immer enger an einander. Damajanti und Mandaras waren viel zuſammen.

Um den Geiſt zu bezeichnen, welcher die Unterhaltungen der beiden Freundes-Paare belebte, teilen wir folgende Zwiegeſpräche mit.

Theob. O Sunanda, wenn ich mir denke, daß mich in jener Welt dieſe blauen Augen nicht mehr wie jetzt freundlich erblicken, dieſer Mund mir nicht mehr hold lächeln ſoll, ſo kann ich es nicht verſchmerzen. An dieſe Form knüpft ſich mein Fühlen für dich, an ſie richte ich meine Worte, wenn ich, abweſend von dir, mit dir ſpreche. Streifſt du alle Formen ab, die dich jetzt ſo lieblich umgeben, die ganze Haltung und Bewegung deines Körpers, alles, was ich an dir jetzt ſehe und höre, ſo ver-

lierſt du und mit dir ich und wir alle doch ſehr viel, zu viel um bei dem Gedanken freudig bleiben zu können.

Sunanda. Oft, du Guter, kommen ähnliche Gedanken auch in meine Seele. Doch ich verſcheuche ſie ſchnell wieder, denn ſie ſind böſe. Denke dir, der Staar ſchlöße meine Augen, die Blattern verzögen meinen Mund und Schwäche lähmte die Kraft meiner Glieder, würde dann deine Liebe zu mir enden?

Theob. Nein, gewiß nicht.

Sunanda. Oder ſich mindern?

Theobald zauderte zu antworten.

Sunanda. Ja, ſie würde ſich mindern. Dein Verſtummen ſagt es mir. O der Liebe, welche von ſochen Wechſelfällen des Schickſals abhängig iſt. Gehe in dich, reinige dich von den Begriffen und Anſichten deines Geburtslandes! Nur dann biſt du wahrer Liebe fähig.

Theobald ſchlug beſchämt die Augen nieder und ſagte: Ich fühle, daß es nicht recht iſt, dem Aeußern zu großen Einfluß über uns einzuräumen und dennoch fühle ich auch, daß es nicht möglich iſt, ſich deſſen Einfluſſe gänzlich zu entziehen. Wir ſind Menſchen, beſtehend aus Leib und Seele, wir können unſere körperliche Natur nicht verleugnen.

Sunanda. Gänzlich freilich nicht. Allein wir können ſtreben, ihre Macht über uns zu mindern, die geiſtige Natur in uns zur Herrſcherin zu erheben. Das iſt es auch allein, wozu ich dich ermahne. Weit mehr als du zu glauben ſcheinſt, vermögen wir dieſes. Siehe Damajanti, betrachte Mandaras, beide können uns in dieſer wie in anderen Beziehungen als Muſter dienen.

Theobald. Ich glaube es ſelbſt. Doch finde ich es natürlich. Beide haben viel kältere Naturen als wir.

Sunanda. Glaub' es nicht! Meine Damajanti iſt nicht kalt; aber nicht irdiſches, ſondern himmliſches Feuer durchglüht ihr Weſen; und Mandaras' Liebe für Urwaſi zeugt auch nicht von Kälte.

Theobald. Ja ich erkenne es wohl: Mandaras ſteht hoch über mir; und ſeine Schweſter iſt gewiß vortrefflich, aber du, meine Sunanda, ſprichſt mir doch viel mehr zum Herzen, als jene beide. Du haſt Nachſicht mit meinen Schwächen, ohne ſie deshalb zu billigen, du ziehſt mich zu dir hinauf und ſuchſt mich vergeſſen zu machen, daß ich tief unter dir ſtehe.

Sunanda. Nicht alſo, mein Lieber! Sprechen wir nicht davon, wer höher, wer niedriger ſteht! Eine neue Welt umgibt dich; es iſt nicht möglich, auf einmal alle Spuren der alten zu verwiſchen. —

Von einem andern Geiste zeugt folgendes Gespräch zwischen Damajanti und Mandaras.

Mandaras. Ja, ich sehe es klar: ein neues Leben muß ich beginnen, das alte hat für mich seine Spannkraft verloren. Aber wie ich es beginne und wo? das ist mir noch immer dunkel.

Damajanti. Hier in diesem engen Tale halten dich keine Pflichten mehr zurück. Alle Bande sind zerrissen, welche dich daran knüpften. Unsere Eltern und deine Geliebte sind nicht mehr. Auch ist dir hier kein Feld des Wirkens und Strebens geöffnet. Der Mensch bedarf der Anregung von außen, um sich höher zu heben, diese wirst du hier nicht finden. Wer der Liebe Begeisterung fühlt, wer bestimmt ist, im häuslichen Kreise sein Leben hinzubringen, auf diesen seine Tätigkeit zu beschränken, dem ist freilich kein Tal zu enge. Der Tod Urwasi's sei dir ein Wink, daß du zu etwas größerm, höherm berufen bist.

Mandaras. Gute Schwester, du willst mich trösten, meinen gesunkenen Mut erheben. Ich erkenne deine liebende Sorge. Ich fühle es selbst: nur ein höheres Streben kann die Leere ausfüllen, die mein Herz erschlafft und ermattet. Oft schon in früheren Zeiten durchfuhr mich der Gedanke, ob ich nicht vielleicht im Stande sein sollte, mich über das Gewöhnliche zu

erheben? ob ich es nicht vermöchte, etwas tüchtiges zu leisten? Alle Stände, alle Künste, alle Wissenschaften ließ ich dann an meinem Blicke vorüberziehen. Doch nirgends blieb er haften. Alle Reiche der Erde ging ich forschend durch, doch in keinem erkannte ich ein heimatliches Land. So lange Urwasi lebte, war dieses Tal meine Heimat, ich wünschte mir keine andere. Aber jetzt ist mir alles hier so tot, so eng, so kalt. Ich fühle es, ich darf hier nicht bleiben, ich muß fort, weit, weit, doch wohin?

Damajanti. Kannst du zweifeln? Wie unser Tal dir Heimat ist von des Vaters Vater-Seite, so ist Deutschland dir Heimat von des Vaters Mutter-Seite. Wie jenes dir Heimat ist für die Kinderzeit, ist dir dieses Heimat für die Jugendzeit, wie jenes dein Herz, so hat dieses deinen Verstand und deine Willenskraft gebildet.

Mandaras. Von euch allen sollte ich Abschied nehmen? Von dir und Sunanda und deren Vater und allen Erinnerungsorten meiner ersten Zeiten? und nicht blos wie das letztemal auf Jahre, nein auf immer?

Damajanti. Wie die Frau dem Manne folgt, dem sie Herz und Hand gegeben, so muß der Mann dem Berufe folgen, der ihm den Kreis seines Wirkens bezeichnet. Glaube mir, auch uns wird es schwer werden, uns von dir zu trennen. Allein

der Gedanke wird uns trösten: nur dort findet er, was er bedarf.

Mandaras. Und was sollte ich dort ergreifen, in jenem kalten, rauhen Lande, aus dem ich mich immer so lebendig nach der Heimat sehnte? in jenem Lande der Vorurteile, wo der Unsinn heilig ist und die Wahrheit keine öffentliche Duldung hat?

Damajanti. Du frägst? Die Kälte in Wärme, die Rauheit in Milde umschaffen, die Vorurteile bekämpfen, den Unsinn niederschmettern, der Wahrheit allgemeine Anerkennung verschaffen.

Mandaras. Und woher die Kraft zu allem diesem nehmen?

Damajanti. Aus deinem eigenen tiefen, liebevollen, warmen Herzen, aus deiner klaren Ansicht von der Natur des Menschen und aus deinem Glauben an den allwaltenden Gott, den Vater der Liebe und der Wahrheit. Dann aber auch aus der Erinnerung an die verstorbene Geliebte, deren Tod dir diesen Beruf als Vermächtnis hinterließ. Alle die Wünsche und Gefühle, welche tief in ihrem Herzen ruhten, alle die Taten, die ihre edle Seele freudig gebilligt haben würde, diese vollziehe!

Mandaras. Wenn ich dich so sprechen höre, so beugt sich meine Seele vor der deinigen, und ich denke mir: das alles vermöchtest du besser zu vollziehen als ich.

Damajanti. Nein, mein Bruder. Zu fühlen vermag ich, und zu denken und zu hoffen und zu dulden, aber das Handeln überlasse ich dir, dem Manne. Du vermagst es. Ich, das Weib, werde für dich beten. —

Der Sonntag war insbesondere ernsten Gesprächen gewidmet. Unter dem Schatten eines dichtbelaubten, hochstämmigen Baumes, am Ufer einer Quelle, an dem Abhange eines Berges oder auf dessen Gipfel versammelten sich dann die Kinder um den Vater und horchten auf seine Rede. Die erste, welche sich an die bereits mitgeteilten schloß, war die folgende.

Zwölftes Kapitel.

er Zweck des menſchlichen Lebens überhaupt bezeichnet auch den Zweck des Zuſammenlebens mit anderen Weſen, und aus dem Zwecke des Lebens ergeben ſich die Pflichten und daher auch die ihnen entſprechenden Rechte. Wie der Menſch in ſeinem Innern, ſo muß er auch in ſeinen äußeren Verhältniſſen nach möglichſter Vollkommenheit ſtreben, wie er ſich bemühen ſoll, in ſeinem Innern ſich von allem Böſen rein zu halten, ſo auch in ſeinen Handlungen. Allein wie er in ſeinem Innern ſich der Vollkommenheit nur nähern, ſie nie erreichen, oder gar überſpringen kann, ſo kann er auch niemals mehr gutes tun, als er tun ſoll. Er tue was er wolle, nie glaube er mehr zu tun, als ſeine Pflicht gebeut! Was der eine zu tun verpflichtet, iſt der andere zu fordern berechtigt, weil Recht und Pflicht ſich wechſelſeitig entſprechen, das eine ohne die andere nicht denkbar iſt. Ob der Berechtigte ſein Recht geltend machen könne oder nicht, dieſe Frage iſt ohne Einfluß auf diejenige, ob er ein ſolches beſitze.

Alles was da lebt, ist der Rechte und der Pflichten fähig, denn was lebt, besitzt Selbsttätigkeit, was diese besitzt, verfolgt Zwecke, was solche verfolgt, muß Mittel haben zu deren Verfolgung. Dieses sind die Rechte und Pflichten. Die Tiere bilden daher nicht minder als die Menschen Gegenstände, auf welche sich Rechte und Pflichten beziehen. Der Unterschied zwischen ihnen und den Menschen besteht nur darin, daß letztere auf einer höheren Stufe geistiger Vollkommenheit stehen, als erstere. Allein so ganz unermeßlich groß ist derselbe nicht, wie manche es wohl behaupten. Die Kluft, welche einen Plato, einen Alexander von einem Cretin trennt, ist wohl nicht so groß, als diejenige, welche diesen von einem jener Tiere trennt, welche im Andenken der Menschen leben, von einem seinen Herrn mit treuer Liebe umfassenden Hunde, von einem seinem Herrn das höchste Vertrauen schenkenden Pferde. So lange die Tiere noch nicht in den Kreis der Wesen aufgenommen sind, auf welche sich Rechte und Pflichten beziehen, ist kein reges Fortschreiten auf dem Wege der Moralität zu erwarten. So lange die Menschen gefühllos dem Morden der Tiere zusehen, und von deren Leichen sich nähren, von einem Stoffe, welcher ganz der Masse gleicht, welche ihre eigenen Glieder bildet, ohne Abscheu und Ekel genießen, sind sie mit blut-

getränkten Fesseln an diese Erde gebunden. Wenn ich mir aber eine Welt von Menschen denke, von denen jeder einzelne sich scheut, auch dem geringsten Tierchen seine Freuden zu verkümmern, denen Berücksichtigung der Rechtssphäre der schwächsten Wesen zur anderen Natur geworden ist, dann kann ich sie mir nicht anders, als liebevoll und sanft unter sich denken. Wir sehen es in unserm Tale. Wie rauh erscheinen die Deutschen im Verhältnis zu dessen Bewohnern! Nur die Furcht, nicht die Liebe treibt jene, die Rechte ihrer Mitgeschöpfe zu achten, während diese durch die Zuneigung zu ihren Mitgeschöpfen und das Gefühl der Heiligkeit ihrer Rechte von Verletzungen derselben fern gehalten werden. Der kleine Käfer, der auf die Hand eines Menschen kriecht, das Lamm, das er am Stricke führt, kann seine Rechte gegen ihn nicht geltend machen. Allein der Mensch, welcher Liebe und Gefühl für Recht besitzt, wird sie dennoch achten.

Das Gesetz der Liebe ist das höchste, durch welches das gegenseitige Verhältnis lebender Wesen bestimmt wird. Es verfügt: jedem für Freude und Schmerz empfänglichen, d. h. jedem lebenden Wesen so viel Freude und so wenig Schmerz als möglich zu bereiten, also namentlich letztern niemals ohne guten Grund. Einen solchen gewährt aber nur die Selbstverteidigung und diese setzt einen dringend

bevorstehenden oder noch fortdauernden ungerechten Angriff voraus, und macht demjenigen, der sie übt, größtmögliche Schonung des Gegners zur Pflicht.

Das Gesetz der Wahrheit verordnet: jede Form, deren du dich bedienst, entspreche dem Geiste, den sie bezeichnet! Spreche mit dem Munde kein Wort aus, gib durch die Bewegungen deines Körpers kein Zeichen, das nicht denjenigen Sinn ausdrückt, welchen andere Menschen damit verbinden, d. h. täusche die Menschen nicht, sondern wähle deine Zeichen so, daß andere Menschen ihnen denselben Sinn zuschreiben, den du in deinem Innern hegst.

Wer nur die Gesetze beobachtet, welche der Mensch gegeben und über deren Beobachtung er mit Waffengewalt wacht, der ist noch nicht weit gediehen, ja der wird sogar nicht nur manches pflichtmäßige Gute unterlassen, sondern nicht selten auch üben, was er pflichtmäßig, d. h. in Gemäßheit derjenigen Pflichten, welche die ewigen Gesetze der Vernunft ihm auferlegen, unterlassen sollte. Denn die Gesetze der Menschen sind nicht nur nicht allumfassend, (sie umfassen nur den bei weitem geringsten Teil des menschlichen Treibens) sondern sie sind auch oft geradezu schlecht, d. h. sie muten den Menschen Dinge zu, welche sie nach den ewigen Gesetzen der Menschheit nicht tun dürfen. Im Zwiespalte zwischen dem zeitlichen Gesetze des

inhaltsschwere Wort aus. Soll nun der Gegenstand unsers Gesprächs nicht etwas durchaus sinnloses, eine Form ohne Inhalt, ein Außending ohne inneres Wesen sein, so müssen wir damit einen gewissen Begriff bezeichnen. Ein solcher ist aber nichts anderes, als eine Mehrheit unter einer gemeinsamen Form zusammengefaßter Gedanken, der Gedanke seinerseits nichts anderes als ein Resultat der Verstandestätigkeit. Es ergibt sich daher, daß der Begriff gleichfalls nur ein Resultat dieser Tätigkeit und demnach etwas menschliches ist. Dasjenige dagegen, was dem Begriffe äußerlich entspricht, ist nichts menschliches, dieses ist das wirkliche, der nicht blos gedachte (Begriff), oder gar blos bezeichnete (Wort) Gott.

Gedanken und Formen dafür kann der Mensch nach Willkür schaffen. Allein ob diesen etwas äußerlich entspreche, diese Frage läßt sich nur dadurch beantworten, daß man prüft, ob diejenigen Merkmale, welche in dem Gedanken angegeben sind, sich außerhalb derselben wirklich finden.

Nur eine wirkliche Gottheit hat Wert für den Menschen. Fassen wir daher unter dem Worte „Gott" Gedanken zusammen, welchen äußerlich nichts entspricht, so bilden wir uns einen Gott, der nicht wirklich und eben deshalb ein bloses Gedankending,

ein Hirngeſpinſt ohne allen Wert iſt, w. z. B. die alten Götter Griechenlands.

Menſchen, welche ſagen: wir wiſſen nicht, was Gott iſt, brechen ſich daher ſelbſt den Stab, indem ſie zu erkennen geben, daß ſie ſich eines Worts bedienen, ohne deſſen Sinn zu kennen; ja mehr als dieſes! daß ſie auf der einen Seite (der Form nach) behaupten, ſie wüßten was Gott ſei, und auf der anderen Seite (dem Inhalte der Worte nach), ſie wüßten es nicht. Denn wenn ſie nicht wüßten, oder doch nicht glaubten zu wiſſen, was Gott iſt, ſo könnten ſie ſich vernünftigerweiſe des Wortes „Gott" garnicht bedienen.

Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn jemand ſagt: ich weiß nicht, welcher Begriff mit dem Worte Gott verbunden wird, (dieſes wird jeder ſagen, der der deutſchen Sprache nicht mächtig iſt), oder: ich weiß nicht, ob dem Worte „Gott" etwas äußerlich entſpricht (d. h. ob es einen ſolchen in der Wirklichkeit gibt). Denn dieſe Behauptungen beruhen auf einer feſten Grundlage, ſie enthalten einen richtigen Gegenſatz zwiſchen „wiſſen" und „nicht wiſſen". Die Grundlage des erſtern Satzes bildet das Wort „Gott," das jemand kennt. Von dieſer ausgehend, kann er wohl ſagen, daß er den außerhalb desſelben liegenden, ihm entſprechenden Begriff nicht kenne. Die Grundlage des zweiten Satzes iſt der Begriff

„Gott," und die in Beziehung auf dieſen erhobene Behauptung: ich kenne dasjenige nicht, was ihm äußerlich entſpricht, nämlich (nicht den Begriff von Gott oder den blos gedachten Gott, ſondern) den wirklichen Gott, d. h. dasjenige Weſen, welches dem Begriffe von Gott äußerlich entſpricht.

Steht demnach der Satz feſt, daß der Menſch, welcher Wahrheit ſucht, Unrecht hat, ſich irgend etwas zu denken und durch Formen zu bezeichnen, welchem kein anderes äußerlich entſpricht, ſo leuchtet es auch ein, daß wir uns keinen Gegenſtand unter dem Namen „Gott" denken ſollen, dem nichts äußerlich entſpricht; und ſteht es feſt, daß Gedanken Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes ſind, ſo ſteht ferner feſt, daß wir uns nichts denken können, was unſere Verſtandeskraft überſteigt. Denn jedes Ding zeigt ſchon dadurch, daß es von unſerm Verſtand erfaßt, zum Gedanken gebildet wird, daß es über unſern Verſtand nicht erhaben iſt.

Wenn wir daher einen klaren Begriff mit dem Worte „Gott" bezeichnen, ſo iſt er uns keineswegs unbegreiflich; und wenn wir unter jenem Worte nur ſolche Gedanken zuſammenfaſſen, welche äußere Wirklichkeit haben, ſo iſt uns das Weſen Gottes gleichfalls nicht unbegreiflich. Allein anders verhält ſich freilich die Sache, wenn man unklare Gedanken unter jenem Worte zuſammenfaßt, oder

ſolche, welchen außerhalb derſelben nichts entſpricht. Das Weſen der Gottheit iſt daher demjenigen nicht unbegreiflich, welcher ſich von ihr einen ſolchen Begriff gebildet hat, wie er ihn vernunftgemäß bilden ſoll, und die Bedeutung des Worts Gott demjenigen nicht, welcher damit einen klaren Begriff verbindet. Allein deshalb ſollen wir uns keineswegs einbilden, daß wir, indem wir das Weſen ſchildern, das wir mit dem Worte „Gott“ bezeichnen, etwas anderes, als ein unſerm Verſtande zugängliches Weſen darſtellen, und daß es nicht vielleicht ein anderes, weit höheres gebe, von welchem wir keinen Gedanken haben. Aber von etwas zu ſprechen, wovon man keinen Gedanken hat, iſt unſinnig, ebenſo unſinnig als das Sprechen ohne Worte: denn Worte und Gedanken gehören gleichmäßig zum Charakter jedes nicht ſinnloſen Geſprächs.

Ehe man ſich mit dem Beweiſe des Daſeins Gottes abmüht, muß man ſich demzufolge über die Begriffsbeſtimmung des Worts „Gott“ verſtändigen. Denn außerdem hat man es mit dem Daſein eines Weſens zu tun, das man nicht kennt, und eben deswegen nicht zu erweiſen vermag. Nur aus der beſonderen Beſchaffenheit eines Gegenſtandes läßt ſich der Beweis ſeines Vorhandenſeins führen. Wie

kann ich beweiſen, daß ein Waſſer exiſtiert, ehe ich weiß, was ein Waſſer iſt? Wie kann ich beweiſen, daß es Tag iſt, ohne zu wiſſen was Tag iſt? Es iſt gerade, als wollte der Blinde beweiſen was Helle und der Taube was Schall iſt.

Grund und Boden muß der Baumeiſter haben, wenn er bauen will, ſo auch der Philoſoph bei ſeinem philoſophiſchen Gebäude: er wähle nun als ſolche das Wort und ſchreite von dieſem zum Begriffe und ſodann zu dem, dieſem letztern äußerlich entſprechenden Gegenſtande fort, oder ſchlage den umgekehrten Weg ein.

Folgender Weg ſcheint mir der ſicherſte zu ſein, um zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen.

Unterſuchen wir: was iſt der höchſte Gedanke, deſſen der Menſch fähig iſt, und ziehen wir vermittelſt desſelben die Grenze des Gebiets unſers Denkens, ohne uns um dasjenige zu bekümmern, was jenſeits liegen mag. Der höchſte Gedanke, deſſen ich mich fähig halte, iſt derjenige der Urkraft aller Veränderung. In ihm finde ich daher den Gedanken der Gottheit.

Daß dieſem Gedanken etwas äußerlich entſpreche, d. h. daß die Gottheit in dem bezeichneten Sinne etwas wirkliches, kein bloſes Gedankending oder Hirngeſpinſt ſei, kann niemand leugnen, der den

Satz anerkennt: „jede Veränderung muß eine Ursache haben.“ Denn die Urkraft aller Veränderung ist nur der Inbegriff der Ursachen aller Veränderung in letzter Instanz.

Allein die Urkraft ist verschieden von der abgeleiteten Kraft, die mittelbare Ursache von der unmittelbaren. Daher kann mit jener Ansicht von der Gottheit die Willensfreiheit des Menschen bestehen. Die Kraft ist nichts körperliches, sondern etwas unkörperliches. Insofern daher die Welt körperlich, ist sie von der Gottheit verschieden.

Nur die Urkraft der Veränderung ist die Gottheit, weil nur Kraft und Veränderung, nicht Kraft und Sein, oder Kraft und irgend etwas anderes sich wechselseitig vollkommen erschöpfend entsprechen. Zum Wesen der Gottheit gehört demzufolge eine außerhalb derselben befindliche Welt. Gott und Welt stehen demnach in einem Verhältnis gegenseitiger Notwendigkeit.

Es läßt sich vielleicht die Frage aufwerfen, warum ich der Gottheit kein Selbstbewußtsein zuschreibe: Meine Antwort ist: weil der höchste Gedanke durch jeden Zusatz nur erniedrigt werden könnte, weil Selbstbewußtsein, obgleich es allerdings für alle Wesen, welche diese Erde bewohnen, Prinzip des Lebens ist, doch darum nicht notwendig

ihm Allweisheit, Allmacht u. d. m. zuſchreibt, und bedenkt nicht, daß es ohne Zweifel weit höhere, uns unbekannte Eigenſchaften gibt, daß die Allmacht auch die Macht Böſes, Unſinniges zu tun in ſich ſchließt und eben deshalb zu inneren Widerſprüchen unausbleiblich führt.

Wohl erkenne ich, daß es dem Menſchen Bedürfnis iſt, Gott menſchliche Eigenſchaften, als da ſind Gerechtigkeit und Milde, zuzuſchreiben, um ſich ihm mit voller Herzlichkeit nähern zu können; allein dieſes beweiſt nur, daß wir der Gottheit gegenüber, wie überhaupt im Leben in der Regel praktiſch nicht ſo weit zu gelangen vermögen, als theoretiſch. Wir mögen daher, um die Innigkeit unſers Verhältniſſes nicht zu ſtören, Gott alle jene Eigenſchaften beilegen, welche ſie befördern. Allein dieſes darf uns nicht abhalten, wenn wir über das Weſen der Gottheit nachdenken, von ihr alle diejenigen Eigenſchaften abzuſtreifen, welche ſie, höheren Prinzien zufolge, nicht haben kann. Doch hüte man ſich, auch im alltäglichen Leben, welches auf philoſophiſche Schärfe keinen Anſpruch macht, ihr Eigenſchaften beizulegen, welche die Gottheit herabwürdigen, als da ſind, Zorn, Grimm und Rachſucht. Beſondere Vorſicht iſt mit dem Beiworte der Gnade zu gebrauchen. Denn notwendige Folge der Annahme, daß nicht das Wollen und das Tun des

Menſchen, ſondern die Willkür Gottes über ſeine Zukunft entſcheidend ſei, muß dahin führen, daß das Streben der Menſchen nicht lediglich darauf gerichtet werde, gutes zu tun, ſondern die Gnade Gottes zu gewinnen. Dadurch wird ein Zwieſpalt begründet, welcher von verworfenen Menſchen benützt, zu Scheußlichkeiten geführt hat, welche die Menſchennatur ſchaudern machen. Menſchenopfer und Verfolgung anders glaubender ſind die natürlichen Folgen jener unſeligen Anſicht.

Du findeſt vielleicht dieſen Glauben an die Gottheit kalt; er iſt es nicht; er iſt nur tiefer, nur weniger ſinnlich und irdiſch als der gewöhnliche. Oft ſcheint das tiefere, reinere Gefühl kälter als das näher an der Oberfläche ruhende unreinere, weil es von den meiſten nicht richtig erfaßt wird.

Die Betrachtung der Natur, der Weltgeſchichte, des innern und äußern Lebens nah befreundeter Weſen und meines eigenen hat mir die feſte Überzeugung von der Vollkommenheit der göttlichen Werke gegeben. Dieſe Überzeugung konnte ſich in meinem Innern nicht feſtſtellen, ſo lange ich der Gottheit menſchliche Eigenſchaften beilegte. Dann aber iſt mir der Glaube an die Willensfreiheit des Menſchen ein ebenſo dringendes Bedürfnis, als

der Glaube an einen vollkommenen Gott. Derſelbe iſt aber gleichfalls unvereinbarlich mit dem Gedanken an einen mit menſchlichen Eigenſchaften ausgeſtatteten Gott. Doch hiervon ſpäter ein weiteres!

Vierzehntes Kapitel.

Wiederum vergingen Tage und Wochen. Äußerlich zogen sie gleichmäßig an unseren Freunden vorüber, aber im Innern des jüngern Teils des Freundes-Kreises gingen mächtige Veränderungen vor sich.

Eines Abends trafen sich Damajanti und Mandaras an der Platane im Garten. Jene redete diesen an: Also du bist entschlossen, du ziehst nach Deutschland?

Mandaras erwiderte: Ja! Ich habe geschwärmt, doch mehr im Schmerz als in der Freude: im Schmerz der Trennung als sie noch lebte, im Schmerz der Trennung nach ihrem Tode. Doch es ist Zeit, dem Schwärmen ein Ziel zu setzen. Von nun an soll ruhige Kraft mich beseelen. Fünf Jahre meines Lebens hat die Liebe ausgefüllt. Jetzt sei mir die Freundschaft, was mir früher die Liebe war, und mehr! Du, meine Schwester mit dem starken Herzen, sei meine Freundin! Eine neue Bahn des Lebens muß ich

mir eröffnen, da die alte verſchüttet iſt; du haſt ſie mir gezeigt. Ein neues Streben muß meine Kräfte ſpannen. Wahrheit ſelbſt zu finden, und deren Erkenntnis anderen zu verleihen, dies ſei in Zukunft mein Beruf! Um dieſem Zwecke zu leben, muß ich das Tal verlaſſen, in dem ich das Licht der Welt zuerſt erblickte, das mich ſo freundlich in ſich aufnahm, das die Gebeine meiner Urwaſi und unſerer Eltern und alle die Orte, an denen ich mit ihnen zuſammen weilte, welches dich, meine Schweſter, in ſich faßt. Mit Schmerzen gedenke ich der Trennung. Doch nur in Deutſchland kann ich das Ziel erreichen, das mir winkt. Nur begeiſtertes Pflichtgefühl ſoll mich fernerhin leiten.

Damajanti. So, mein Bruder, habe ich dich ſeit langer Zeit gewünſcht. Nur ein hohes Ziel nur ein großes Feld der Tätigkeit iſt deiner wert. Auf meine Freundſchaft kannſt du ewig rechnen.

Mandaras. So laſſe uns denn, hier an dem Grabe deiner Freundin, den Bund der reinſten Freundſchaft uns geloben! Sie ſtehe feſt dem Lauf der Zeiten gegenüber, ſie wanke nicht, wenn weit der Raum uns trennt.

Damajanti. Mit Freuden geb' ich dir, zum Zeichen meines Sinns, die Hand, die du begehrſt. Ich will dir Freundin ſein, bis zu dem letzten Hauch

der Seele, ich will dich feſt umklammern, wenn alle Welt dich auch verließe.

Mandaras ergriff die ſchweſterliche Rechte, drückte ſie innig, und da gerade der Oſtwind durch die Blätter zog, ſagte er: ſo oft mich im fernen Abendlande dieſer Hauch anwehen wird, ſollen mir dieſe deine Worte erhebend entgegen tönen.

Damajanti erwiderte mit freundlichem Lächeln: „gut, doch hüte dich vor Schwärmerei!“

Derſelbe Abend führte auch Sunanda und Theobald zuſammen. „Ach, Sunanda!“ redete er ſie an, „bei euch iſt es ſo ſchön und ſo gut; ich gehe nicht wieder. Hier in eurer Nähe baue ich mir eine Hütte, helfe euch wie bisher das Land beſtellen, und bin ſelig in eurer Mitte.“

Sunanda. Du Guter! aber weißt du auch, welche Pläne Mandaras hegt? Weißt du, daß er nach Deutſchland zurückzukehren gedenkt?

Theobald. Was will er in Deutſchland, da hier alle ſind, die ihm angehören, die ihn lieben?

Sunanda. Dort, glaubt er, ein ſeinem Weſen mehr entſprechendes Feld des Wirkens zu finden.

Theobald. Wir haben hier fruchtbarere Felder, als in Deutſchland. Und was wird Damajanti zu dieſem Plane ſagen?

Sunanda. Gerade ſie iſt es, die ihn darin beſtärkt.

Theobald. Das finde ich garnicht recht. Wir ſind hier ſo glücklich beiſammen. Was will er mehr, als er hier ſchon beſitzt? Und wenn er geht, iſt unſer Kreis geſtört. Damajanti wird ihn doch ſchmerzlich vermiſſen, wenngleich ſie ihn zur Abreiſe ermuntert, und unſer Vater nicht minder, und auch wir beide.

Sunanda. Ich wollte auch, wir könnten hier ſo ruhig wie bisher beiſammen fortleben. Doch dieſe ſchöne Zeit wird bald vorüber ſein. Nicht lange mehr, ſo wird offen von jenem Plane geſprochen werden, auch dich wird man drängen, nach Deutſchland zurückzukehren.

Theobald. Vergeblich; ich bleibe hier.

Sunanda. Allein wie, wenn ſie dir ſagen, daß wir nicht auf der Erde ſind, um unter Freude und Scherz die Zeit hinzubringen? daß es unſere Pflicht ſei, für Recht und Wahrheit zu kämpfen, daß wir in ununterbrochener geiſtiger Tätigkeit ſein ſollen, und daß dieſes alles für junge Männer höherer Bildung und Kraft hier nicht möglich ſei?

Theobald. Ach, laſſen wir dieſes! Halten wir wenigſtens die Stunden feſt, die ſie uns nicht mit

ſolchen Reden trüben! Aber es ſcheint mir faſt, als wäre mit einemmale alle meine Heiterkeit dahin, als fühlte ich ſchon der Trennung Schmerz, als müßte ich fort und ſähe dich nie wieder. Daß die Menſchen doch nicht fähig ſind, mit ihrem Schickſal zufrieden zu ſein! daß ſie immer mit eigener Hand eingreifen wollen, um es zu beſſern!

Sunanda. Es iſt Beſtimmung der Menſchen: ſie ſollen handeln, nicht untätig ſein. Der Menſch, der die Hände in den Schoß legt, greift durch ſeine Untätigkeit ebenſo ſtörend in die Entwickelung ſeiner Zukunft ein, als derjenige ſie fördert, welcher, einen beſtimmten Plan verfolgend, handelt. Wären wir zum Nichtstun beſtimmt, dann freilich wäre es anders; aber wir ſollen handeln.

Theobald. Handeln wir denn nicht, wenn wir pflügen und ſäen und ernten, wenn wir den Lehren unſeres Vaters mit Spannung zuhören, wenn wir uns beſtreben, uns gegenſeitig das Leben ſo freudig und gedeihlich als möglich zu geſtalten?

Sunanda. Wohl iſt dieſes Handlung. Allein werden auf ſolche Weiſe alle in euch Männern ruhenden Kräfte, wie ſich's gebührt, beſchäftigt? Für uns Frauen mag dieſer Lebenslauf ganz paſſend ſein. Aber auch für euch Männer?

Theobald. Gibt euer Vater nicht den schlagendsten Beweis für die bejahende Antwort? Wo hat er sich seine Tiefe und Klarheit erworben, als hier in unserm lieben Tale, im Kreise seiner Familie und seiner Nachbarn?

Sunanda. Nicht alle Menschen sind gleich geschaffen. Weder du, noch Mandaras könnet euch mit ihm vergleichen. Die seltene Weichheit, Ruhe und Festigkeit meines Vaters bedurfte nur geringer Anregung von außen; und dennoch wäre wohl auch ihm ein Leben, wie dasjenige, welches wir jetzt führen, in seiner Jugend nicht zuträglich gewesen. Damals gab es unter den Talbewohnern selbst viel zu schlichten und zu ordnen, manches zu begründen und zu bewachen. Das alles ist jetzt nicht mehr vonnöten. Meines Vaters Kräfte reichen hin, um zu erhalten, was er und die Seinigen gebaut haben. Ihr würdet aber hier müßig sein.

Theobald. Und wenn dein Vater stirbt, oder älter und schwächer wird, wer soll dann in seinem Geiste wirken, seine Stelle vertreten?

Sunanda. Dann, sagt er, bedürften die Talbewohner fremder Hilfe nicht mehr, dann müßten sie selbst zu bewahren und auszubilden wissen, was denselben durch ihn und die Seinigen zugeführt worden sei.

Theobald. Ich sehe es wohl: auch du willst, daß ich scheide. Sunanda, meine Sunanda, willst du es wirklich?

Sunanda. Immer, wünsche ich, mit dir zu sein. Doch dein Glück setze ich höher als das meinige, will dich lieber fern von mir dich geistig erheben, kräftig wirken, als hier an meiner Seite geistig sinken, tatenlos hinleben sehen.

Fünfzehntes Kapitel.

wei Welten ſind es, ſo begann der Greis, als ſich ſeine Kinder eines Abends wieder um ihn verſammelt hatten, in denen der Menſch ſich bewegt: die innere und die äußere. Die erſtere iſt ſeiner Willenskraft unterworfen, die letztere iſt es nicht, oder doch nur teilweiſe. Jene iſt unvollkommen, dieſe iſt in Beziehung auf ihn vollkommen, weil jene die Folge menſchlicher, dieſe die Folge göttlicher Kraftäußerung iſt. Jeder Menſch befindet ſich daher zu jeder Zeit ununterbrochen in einer ſolchen äußern Lage, welche in Beziehung auf ihn vollkommen iſt, d. h. welche ſich am meiſten dazu eignet, die Erreichung des Zwecks ſeines Lebens: „geiſtige Vervollkommnung“ zu befördern. In dieſer Anſicht liegt ein unendlicher Troſtgrund für alle Wechſelfälle des Schickſals, ſie iſt die einzige, welche ſich mit einem vollkommenen Gotte vereinigen läßt. Vermöchte es die Gottheit, den Menſchen ſtets in die bezeichneten äußeren Verhältniſſe zu ſetzen, und täte es nicht, ſo wäre ſie böſe, wollte ſie es aber und vermöchte es nicht, ſo wäre ſie unmächtig. Beide Annahmen

widerſprechen jeder nicht ganz niedrigen Anſicht von dem Weſen der Gottheit. Man wende nicht ein, die Erfahrung zeige, daß dieſe oder jene Verhältniſſe oft ungünſtig auf die Entwickelung von Menſchen einwirke, denn zum Teil iſt die Behauptung, auch wenn man nur auf die kurze Zeit des kindlichen, jugendlichen, männlichen Alters ſieht, nicht wahr, indem andere Verhältniſſe noch weit nachteiliger gewirkt haben würden, als diejenigen, deren Wirkſamkeit man beklagt; dann aber iſt nicht zu überſehen, daß Gottes Fügungen nicht blos auf ein paar arme Jahre des Menſchenlebens, ſondern auf Millionen und Millionen Jahre, auf die ganze Ewigkeit berechnet ſind, daß gerade das Sinken des Menſchen ihm die Erhebung wieder möglich macht, während ein unveränderliches Beharren auf gleicher Stufe ihm keinen Schwung zum Beſſerwerden geben würde.

Die äußere Welt, in der wir uns bewegen, ſteht alſo unter der unmittelbaren Leitung Gottes, ohne daß jedoch dadurch unſere Willensfreiheit beeinträchtigt würde, denn dieſe gehört zu unſerer inneren Welt, welche Gott unſerer eigenen Leitung überlaſſen hat.

Freilich hört man oft ſagen, das Vorauserkennen der menſchlichen Handlungen durch die Gottheit und demgemäße Einrichtung des Weltenlaufs begründe einen Eingriff in die Willensfreiheit. Allein dieſes

iſt keineswegs der Fall. Wie oft ſieht der eine Menſch, welcher ſeinen Mitmenſchen genau kennt, das voraus, was derſelbe bei dieſer oder jener Gelegenheit tun werde, und trifft demzufolge ſeine Anſtalten. Niemand wird aber behaupten, daß dadurch die Willensfreiheit des Mitmenſchen beſchränkt werde. Könnte man in der Weltregierung Gottes eine Vorausſicht menſchlicher Handlungen und Vorausbeſtimmung menſchlicher Schickſale annehmen, ſo würde nur im Großen geſchehen, was im Kleinen tagtäglich geſchieht, ohne daß von einem Eingriff in die Willensfreiheit der Menſchen auch nur entfernt die Rede ſein kann. Die Urſache, daß ein Menſch nicht anders als ſo handelt, wie von jemanden vorausgeſehen wird, liegt nicht in der Vorausſicht, ſondern in der individuellen Beſchaffenheit des Handelnden. Nicht weil ein Menſch den andern als rachſüchtig erkannt hat, und daher vorausſieht, er werde die erſte Gelegenheit ſich zu rächen ergreifen, ſondern weil er rachſüchtig iſt, rächt er ſich. Nicht weil jemand die Mildtätigkeit des andern kennt, ſondern weil dieſer mildtätig iſt, übt er Milde aus. Zwiſchen der Vorausſicht eines Weſens und der Handlungsweiſe des andern beſteht durchaus keine Wechſelbeziehung. Die Abweſenheit einer ſolchen begründet alſo die Unabhängigkeit des menſchlichen Willens

von der Vorausſicht irgend eines Weſens und daher namentlich auch der Gottheit.

Übrigens iſt es nicht erforderlich, eine Vorausſicht der menſchlichen Handlungen und Vorausbeſtimmung der menſchlichen Schickſale durch die Gottheit anzunehmen, vielmehr iſt eine ſolche Annahme der göttlichen Vollkommenheit widerſprechend, indem nur wir armen, ſchwachen Menſchen, keineswegs die vollkommene Gottheit, der Vorausſicht und Vorausbeſtimmung bedarf. Wir Menſchen können freilich keine Einrichtungen treffen, wenn wir nicht zum voraus unſere Berechnung gemacht haben. Allein die Kraft berechnet nicht, ſondern wirkt immer unmittelbar, eine vollkommene Kraft wirkt alles erforderliche immer ſofort und immer zur rechten Zeit und am rechten Orte, ihrer innern Natur zufolge. Vorausſicht und Vorausbeſtimmung finden alſo in betreff derſelben nicht ſtatt. Gott iſt erhaben über alle Zeit. Er würde es nicht ſein, wenn er voraus bedächte, was er hinterher zu ordnen ſich veranlaßt ſehen möchte.

Sage nicht, daß auf dieſe Weiſe aller Nutzen und aller Wert des Gebets verſchwinde! Wenn wir unſere Seele über das niedere Treiben der Erde in die höheren Regionen der Gottheit erheben,

so erreicht unsere Seele in der Tat einen höhern Standpunkt. Je mehr es ihr zum Bedürfnis und zur Gewohnheit wird, zu einem solchen sich aufzuschwingen, desto mehr wird sie sich der Vollkommenheit nähern, desto festern Grund wird sie beim Fortschreiten nach dem Höhern erlangen. Dann aber fühlt das Herz sich schon erleichtert, wenn es seine Sorgen und Wünsche, sein Fürchten und Hoffen nur ausgesprochen hat. Allein das Sorgen und Wünschen, das Fürchten und Hoffen des hochherzigen Menschen soll seine äußeren Verhältnisse: Speise und Trank, Wohnung und Kleidung nicht weiter umfassen, als das Bedürfnis heischt, und soll sich mit Vorliebe auf seine inneren Verhältnisse: auf die Ausbildung, Veredlung und Kräftigung seines unsterblichen Geistes richten.

Allein die Menschen sind oft so töricht. Erst schaffen sie sich künstlich Bedürfnisse, welche die Frische und die Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes gefährden, und dann sind sie unglücklich, weil es ihnen an Mitteln fehlt, sie zu befriedigen. Andere klagen über Mangel, und bedenken nicht, daß nur dieser sie zur Kraft-Anstrengung spornt, oder von bösen Pfaden zurückhält. Sie flehen zu Gott und werden nicht erhört, weil Erhörung ihnen Verderben brächte.

Sechzehntes Kapitel.

in Gegenstand der Rede, welcher immer und immer wiederkehrte, weil Theobald seine alte Meinung nicht lassen und dennoch sich der Macht der entgegenstehenden Gründe nicht entziehen konnte, war die Frage über die Fortdauer der Erinnerung in jenem Leben. Wiederum darauf gebracht, sagte der Greis:

Der schlagendste Grund gegen die Rückerinnerung an diese Erde ist folgender: Nur gleichartiges kann sich begrenzen. Wie nur Körper die Grenzen von Körpern, nur Veränderungen die Grenzen von Veränderungen, so können auch nur Geister die Grenzen von Geistern, nur Zustände die Grenzen von Zuständen bilden. Die Grenzen des Geistes eines Menschen werden daher (nicht etwa durch dessen Körper, sondern) durch die außerhalb desselben (natürlich nicht körperlich, sondern geistig) befindlichen Geister; so auch die Grenzen eines Lebens nur durch ein anderes Leben gezogen. Der Tod kann nicht das Leben begrenzen, einmal, weil jedes Ding auf zwei Seiten, nicht blos auf einer

der Grenzen bedarf, dann aber und hauptsächlich, weil der Tod mit dem Leben nicht gleichartig ist, und nur gleichartiges sich begrenzen kann. Der Tod ist nichts anderes, als eine gewisse Veränderung, nämlich diejenige, der zufolge ein Leben aufhört, in Beziehung auf einen gewissen Körper stattzufinden. Eine Veränderung kann nur Veränderungen, also nicht ein Leben begrenzen, welches keine Veränderung, sondern ein Zustand ist. Allerdings pflegt man im gewöhnlichen Leben Zustand, Veränderung, Kraft und Gesetz und so viele andere wesentlich verschiedene Begriffe zu verwechseln; allein daraus folgt nur, daß man in dem gewöhnlichen Leben auf viele Irrtümer stößt. Steht es fest, daß Leben nur durch Leben begrenzt werden kann, so ergibt sich, daß unserm jetzigen Leben ein früheres vorangegangen sein muß. Gleichwie wir aber von diesem keine Erinnerung haben, und aus denselben Gründen, kann uns auch in unserm künftigen Leben keine von unserm jetzigen bleiben.

Ein anderer Grund ist: wir sehen, daß die Menschen mit ganz verschiedenen geistigen und körperlichen Vorzügen auf diese Erde kommen: der eine mit herrlichen Anlagen des Geistes und Herzens, der andere als Kretin; der eine mit mildem, freundlichem, der andere mit finsterm, hartem Sinne, der eine ohne alle lebendigen Begierden, der andere

mit dem Keim zu den allerheftigsten. Nicht die Erziehung, nicht die äußeren Verhältnisse sind es, welche diese Verschiedenheiten begründen, denn schon in den ersten Augenblicken des Lebens entwickeln sie sich. Dem sei übrigens wie ihm wolle, soviel ist klar, daß der Mensch in diesem Leben die ungünstigen inneren und äußeren Verhältnisse, in welche er gleich nach seiner, ja zum Teil noch vor seiner Geburt gelangt, nicht verschuldet haben kann. Es bleibt daher keine Wahl, als entweder anzunehmen, daß seine Verhältnisse in diesem Leben die Folge eines frühern Lebens sind, oder Gott selbst zum Urheber aller Leiden des Menschengeschlechts zu machen. Besser wäre es, keinen Gott zu glauben, als einen solchen. Es bleibt daher nur die erstere Annahme übrig, aus welcher folgt, daß wie wir uns jetzt keines frühern Lebens erinnern, so uns auch künftig unsers jetzigen nicht errinnern werden.

Zu welcher Masse von Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten führt übrigens die entgegenstehende Ansicht! Ein Teil, und nicht der unwichtigste, der Erinnerungen bezieht sich auf das Äußere der Menschen, mit welchen wir hier zusammenleben. Man gebe nun einem aus dem Leben entweichenden Menschen welche Gestalt man wolle, so wird sie niemals allen Anforderungen entsprechen, welche unter der Voraussetzung der Rückerinnerung gemacht

werden müßten. Soll der Krüppel ewig Krüppel, der Häßliche ewig häßlich bleiben? Welcher Zeitpunkt soll über die anzunehmende Gestalt entscheiden? der des Todes mit dem Angstschweiße auf der Stirn, mit den bleichen Lippen und dem matten Auge? der der Geburt mit der ganzen Hinfälligkeit des Säuglings? Welcher andere? Man nehme an, was man wolle, immerhin werden sich auch die Menschen, welche sich am meisten wiederzusehen wünschen, nicht wieder erkennen. Der eine hat einen Menschen nur in seiner Jugend, der andere nur in seinem Alter gekannt, wird daher die alternde oder jugendliche Gestalt nicht wieder erkennen. Dich z. B., mein Sohn, würden deine Eltern in deiner jetzigen Gestalt in jenem Leben nicht erkennen. Du müßtest die Gestalt des Kindes wieder annehmen, um erkannt zu werden. Und selbst würdest du die längst verstorbenen Eltern gleichfalls nicht wieder erkennen. Neue Wunder und Unbegreiflichkeiten müßten zu Hilfe genommen werden, um die eben bezeichneten Schwierigkeiten zu beseitigen, und wiederum neue, um diese zu verdrängen und sofort ins' Unendliche. Gewiß kann nicht diejenige Ansicht auf Wahrheit Anspruch machen, welche auf Unbegreiflichkeiten führt, sondern diejenige, welche solche verhütet.

Ein Grund, fügte Mandaras hinzu, welcher

auf mich immer besonders stark gewirkt hat, bildete sich mir aus dem Anblick der Kinder. Wie lieblich, wie glücklich sind diese Wesen! Wie wahr ist jener schöne Spruch: so ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nie selig werden. Wodurch aber wird die Unschuld und das Glück der Kinder begründet? Lediglich dadurch, daß sie frei sind von allen Erinnerungen. O wie oft sehne ich mich nach diesem Zustande der Freiheit! Er wird mir werden, er wird uns allen werden, bei unserm Austritt aus diesem armen, engen Erdenleben. Dafür bürgt der durch ernstes Forschen und die Beobachtung der Schöpfung Gottes geläuterte Glauben und die Hoffnung, die ihm zur Seite geht. Wer liebend die Mitwelt umfaßt und das Rechte mit Festigkeit tut, wird auf den Schwingen der Hoffnung getragen, wohin sein Glaube ihn lenkt.

Die Hoffnung, die himmlische, erfüllt uns mit freudigem Vertrauen, während die Furcht, die erdgeborene, unsere Tatkraft lähmt. Wehe dem, der die Bahnen geht, auf welchen die Furcht ihn zurechtweisen, zurückschrecken muß von weiterm Fortschreiten! Wohl aber dem Edlen, dessen Schritte die Hoffnung beflügelt!

Siebzehntes Kapitel.

ie Zeit der Entſcheidung kam heran. Der Tag der Abreiſe Mandaras' war beſtimmt. Theobald blieb zurück. Der Ausſpruch des Vaters hielt ihn. Damajanti und Mandaras ſprachen viel und ernſt zuſammen.

Schön iſt die Aufgabe, die mir winkt, ſagte letzterer. Die Herrſchaft des toten Wortes ſoll ich verdrängen und ſie dem lebendigen Geiſte erkämpfen, eitles Formgepräge ſoll ich entfernen und an deſſen Stelle reine Geſinnung, tiefes Gefühl begründen. Die Macht der unter dem Deckmantel göttlicher Offenbarung ſich ſchützenden Menſchenſatzung ſoll ich erſchüttern, die durch Symbole gebundene Denkfreiheit löſen; der allgemeinen Sittenloſigkeit und Gewiſſenloſigkeit entgegentreten. Nimmer unternähme ich das große Werk, wenn nicht das rollende Rad der Zeit nicht mir, ſondern der Wahrheit und durch ſie der ſittlichen Verbeſſerung den Sieg verkündeten. Mildere, für Wahrheit empfänglichere Zeiten ſind auf die grauſamen dunklen des Mittelalters gefolgt. Mildere, für Wahrheit empfänglichere Zeiten werden auf die unſerigen folgen.

Auch jetzt ſchon werden viele Menſchen die Rinde löſen, die ihre Herzen bedeckt und bereit ſein, den Keim der Wahrheit und der Liebe in ſich aufzunehmen, zu entwickeln und zu verbreiten. Wir werden es zwar nicht erleben, größere Maſſen von Menſchen unſere Anſichten und unſere Handlungsweiſe teilen zu ſehen. Allein wir können uns doch jetzt ſchon in dem Gedanken freuen, daß die bisher ſchwache Stimme der Menſchlichkeit und der Wahrheit einſt weithin gebieten werde.

Mögen dann unſere Namen längſt vergeſſen, mögen dann auch uns die Gedanken an dieſe Erde längſt entſchwunden ſein, nicht um der Erinnerung willen beginnen wir den Kampf mit den herrſchenden Vorurteilen, mit der begründeten Gewohnheit der Härte und Kälte, Gedankenloſigkeit und Gemeinheit.

Groß ſind die Schwierigkeiten, die mir entgegentreten werden. Durch die Macht der Rede in größeren Kreiſen zu wirken, wird man mir nicht vergönnen. Kanzeln und Lehrſtühle ſind ſchon beſetzt. Und der Preſſe werde ich mich nur behutſam bedienen dürfen. Als Fremden, Heimatloſen wird man mich verfolgen, als Müßiggänger, Schwärmer, Betrüger mich verſchreien, als Menſchen ſchwachen Geiſtes mich verſpotten. Doch ich werde alles ruhig tragen, nicht fühllos zwar, doch ohne Bitter-

keit. Der Uebergewalt werde ich weichen, wo ſie mir begegnet, nie tollkühnen Kampf beginnen, und niemals anders, als durch die Macht des Worts, der Ueberzeugung und des Beiſpiels unſere Lehren verbreiten.

Mandaras ſchwieg, mit einer Träne im Auge auf Damajanti blickend. Dieſe begann: Und wenn du genug des Schmerzes ertragen, wenn deine wunde Bruſt nach dem Arzte verlangt, wenn dein Mut zu weichen droht und du der Stärkung bedarfſt, dann gib uns Kunde, dann folgen wir dir. An deiner Seite ziehen wir durch Stadt und Land, aus den Wunden, die dir die Menſchen ſchlagen, ſaugen wir das ätzende Gift und träufeln in ſie mildernden Balſam. Liebe werden wir dir geben für den Haß, Wärme für die Kälte, die dir böſe, kalte Menſchen bieten. Freude ſoll unſern kleinen Kreis verklären, unſer Mut ſich heben, neue Hoffnung uns erſtehen und Lobgeſänge werden wir an jedem Morgen und Dankeshymnen an jedem Abend vereint zum Himmel ſenden.

Dritte Abteilung.

Die
Indier in Deutschland.

Erstes Kapitel.

Am vorausbeſtimmten Tage verließ Mandaras das Tal ſeiner Geburt und das Grab ſeiner Hoffnungen. Unſer Vater, Theobald, Sunanda und ich gaben ihm das Geleite. Wir wandelten zuſammen zögernden Schrittes, ließen uns an mancher ſchattigen Stelle nieder und blickten von mancher Anhöhe zurück. Wir ſprachen wenig, unſere Herzen waren zu voll. Als der Tag ſich neigte, ſchieden wir. Er ging dem Meere, wir dem Gebirge zu. Bevor er in eine dunkle Schlucht einbog, wandte er ſich noch einmal um. Wir hatten die Stelle des Abſchieds kaum verlaſſen. Er winkte mit der Hand, unſere Blicke begegneten ſich zum letztenmale.

Wir kehrten heim. Am Tage vor Mandaras Abreiſe waren Theobald und Sunanda durch die Bande der Ehe verbunden worden. Sie waren zu glücklich, um meinen Schmerz teilen zu können, zu ſehr mit dem neugegründeten Bau ihrer Zukunft beſchäftigt, um Trümmer wahrzunehmen. Jetzt erſt

fühlte unſer Vater ganz, was ihm mein Bruder geweſen war. Er hatte es zuvor nur geahnt, nicht gewußt. Jetzt erſt erkannten wir die Größe des Opfers, welches wir gebracht hatten. An die Stelle regen geiſtigen Aufſchwungs trat Schweigen. Unſer Vater nahm ſichtlich ab an Lebendigkeit des Geiſtes und körperlicher Geſundheit.

Unwillkürlich kehrten meine Gedanken zurück in die Zeit, da Mandaras zum erſten Male von uns geſchieden war. Liebe atmend war er abgereiſt. Doch niemand von uns kannte den Grund ſeines Scheidens. Urwaſi ahnte wohl die Gefühle Mandaras, doch war ihr Ahnen nicht zur Gewißheit gereift, ſie fühlte auch für ihn, doch war ſie ſich ſelbſt des Umfangs und der Tiefe ihres Gefühls nicht bewußt.

Gegen niemand, auch nicht gegen mich, der ſonſt ihr ganzes Herz offen lag, ſprach ſie ſich über Mandaras aus. Sie ſchwieg, doch ihr Schweigen verriet mir, ihrer Gefährtin, viel. Schon in der letzten Zeit vor der Abreiſe meines Bruders war ihr ganzes Weſen ernſter geworden. Dieſer Ernſt vermehrte ſich ſpäter, und die freudig kindliche Stimmung, welche ſie ſo unausſprechlich liebenswürdig gemacht hatte, verlor ſich. Sie wurde ſtiller. Ihre Geſundheit, die niemals ſtark geweſen war, nahm ab. Sie teilte zwar noch bis

auf die letzten Tage ihres Lebens die einfachen Vergnügen ihrer Gespielinnen, allein ihr Herz war nicht mehr dabei. Einige Monate vor ihrem Tode träumte sie, Mandaras werde aus Deutschland nicht zurückkehren, dieser Traum beschäftigte sie sehr. Sie starb so schnell, daß zwischen dem Gefühle des Gesundseins und des Todes kaum wenige Augenblicke in der Mitte lagen.

Was Mandaras, so lange er in Deutschland war, dachte und fühlte, blieb uns unbekannt. Wir erfuhren von unserm Vater nur, daß er wohl sei, und sich freundlich unser erinnere. Die Nachricht von dem Tode seiner Geliebten führte ihn zur Heimat zurück. Fast im Angesicht des Hafens, den er verließ, litt er Schiffbruch, indem er alle seine Habseligkeiten verlor. Um in sein Vaterland zurückkehren zu können, nahm er Matrosendienste. Am Jahrestage des Todes seiner Geliebten kam er in aller Frühe an, war einige Stunden und wie es schien gefaßt und heiter mit uns zusammen, verließ uns dann und eilte zu ihrem Grabe. Wir ließen ihn allein, um ihm keine Störung zu bereiten. Doch sein allzulanges Ausbleiben gab uns endlich Besorgnisse. Wir näherten uns ihm und fanden ihn in todesähnlicher Ohnmacht.

Er erwachte, er ward uns wiedergegeben, und wir entbehrten ihn doch. Er lebte zwar, aber fern

von uns. Doch nicht Laune, nicht Mangel an herzlicher Liebe, ein edles erhabenes Streben führte ihn zum zweiten Mal über den Ozean.

Er hatte verſprochen, uns Briefe zu ſenden, bevor er das Feſtland Indiens verlaſſen würde. Wir zählten die Tage, bis ſie ankamen. Wir hatten ihm verſprochen, ihm immer und immer zu ſchreiben, unbekümmert, ob ſich frühe oder ſpät Gelegenheit finden würde, unſere Briefe zu befördern. Unſer Vater und ich hielten redlich Wort, und auch Theobald und Sunanda in ihrer Weiſe. Drei Monate nach ſeiner Abreiſe erhielten wir die erſten Briefe von ihm. Es waren die folgenden:

Zweites Kapitel.

Mandaras an Damajanti.

. . . . den . . ten . . . 18 .

o bin ich denn wieder auf dem Wege nach jenem Lande, das ich vor Jahren hoffnungsvoll betrat, ſehnſuchtsvoll durchzog, verzweiflungsvoll verließ. Ich frage mich: Iſt noch nicht Ruhe in dein Inneres eingezogen? Haſt du dich noch nicht mit den Fügungen Gottes ausgeſöhnt? Ich anwortete: Dankbar erkenne ich das Walten der Vorſehung, ganz bin ich von dem Gefühle durchdrungen, daß jener Schmerz allein mich auf den rechten Weg führen und mir Kraft geben konnte, ſtandhaft darauf vorwärts zu ſchreiten. Doch Ruhe wohnt noch nicht in meinem Innern. Es wird dem Menſchen gar ſchwer, ſich von dem zu trennen, was ihm am liebſten war auf dieſer Erde! Wir ſind gebildet aus Leib und Seele, aus Körper und Geiſt, wir vermögen es nur mit bitterem Schmerz, den Gefühlen zu entſagen, welche unſer ganzes Weſen ſo hoch entzücken, ſo mächtig durch-

beben. Wie wunderbar iſt doch jenes Schweben zwiſchen Freude und Schmerz, welches in ſeiner unſtäten Bewegung nach und nach alle Teile unſeres Seins ergreift und mit ſich fortreißt, daß nichts in unſerm Innern mehr feſt hält, als das Herz voll Liebe, und das Vertrauen auf die Geliebte! O dieſes Gefühl erfüllt noch immer in ſeinen Nachklängen meine Seele. Ich ſchwankte hin, ich ſchwankte her, doch mehr zur Trauer als zur Freude.

. . . . den . . ten . . . 18 .

Soll ich denn nie ein lebendes Weſen wieder lieben? Es ſehnt ſich das Herz doch ſo ſehr nach Liebe! Die Freundſchaft iſt wohl ſchön, ſie füllt aber doch nicht alle Räume der Seele aus. Sage Damajanti, ſoll ich nicht wieder ein Weſen lieben, das atmet und fühlt, deſſen Körper nicht in der Erde ruht?

. . . . den . . ten . . . 18 .

Nein, nein! ich fühl' es wohl, es iſt vorbei. Ich kann nicht wieder lieben. Ich bedarf der Beruhigung, nicht der Aufregung. Die Liebe regt auf, die Freundſchaft beruhigt. Drum ſei und bleibe du mir Freundin! Und wenn ich jemals mich von dem Wege der Freundſchaft verirren ſollte, ſo leite mich ſanft darauf zurück!

. . . . den . . ten . . . 18 .

Oft wenn ich mir sage: Nur den Schmerz der Liebe hast du gefühlt, keine ihrer Freuden ist dir geworden; die Sehnsucht wurde wach in deiner Brust, und als sie den höchsten Grad von Kraft erlangt hatte, stieg die Geliebte in die Gruft, — antworte ich mir: Überall wird der Schmerz mit der Freude aufgewogen, der Hunger gestillt, der Durst gelöscht. Soll mir allein kein Krümchen Brod, kein Tröpfchen Wasser werden? Dann aber sage ich mir wieder: armer, schwacher Mensch! ist dein Gesichtskreis so eng, daß du nicht von dieser in jene Welt zu blicken vermagst? Kann dir nicht bestimmt sein, hier zu entbehren um dort zu besitzen!

. . . . den . . ten . . . 18 .

Du schüttelst wohl den Kopf, daß ich immer nur von mir spreche? Doch nein! Deine hohe Seele wird mich begreifen. Der Kranke darf und soll dem Arzte seine Zustände beschreiben. Du bedarfst nicht meiner Hülfe. In deinem Innern herrscht Ruhe, Klarheit und Kraft. Ich aber bedarf deines Beistandes. Du bist die Ordnerin meiner Wirren.

. . . . den . . ten . . . 18 .

Du haſt mich in dieſes Leben wieder eingeführt, führe mich durch dasſelbe! Laſſe nicht von mir! Hefteſt du deine Seele feſt an die meinige, ſo wirſt du nicht vor mir in jene Welten ziehen. Denke, daß ich ſchon den einen Schmerz ertragen habe, gib mir nicht den zweiten!

Lebe wohl, meine Freundin, meine Schweſter einzige atmende Seele, die mit mir fühlt! Lebe wohl, meine Damajanti! Der Mond ſtrahlt hoch am Himmel. Ich ſitze auf dem Verdecke beim Scheine ſeines Lichts und ſchreibe. Ich gedenke der Stunde, da er als Zeuge unſerer neubegründeten Freundſchaft am Himmel emporſtieg. Wie damals umwehen mich reine Lüfte, wie damals ſtehſt du vor mir, ergreife ich deine Hand. Du reichſt ſie mir. „Schwärme nicht“ ſagſt du? Nein, ich will nicht ſchwärmen. Aber wenn ich an frühere Tage und an Urwaſi denke, ſo werde ich doch bewegter als ſonſt. Der Mond verſchwindet, eine Wolke bedeckt ihn. Es wird dunkel um mich. Gute Nacht! ruhe ſanft! Erwache froh! Gedenke mein! Morgen mit dem erſten Strahl der Sonne werden die Anker gelichtet.

Damajanti an Mandaras.

Tal Suti, den . . . ten . . . 18 .

Du bist zwar ferne, doch nicht vergessen, und wenn auch unsere Lippen Deinen Namen nur selten nennen, die Stille, die in unserm Kreise herrscht, seit Du ihn verließest, ist beredter als unser Mund. Klage nicht über Trennungsschmerz, nicht über des Todes kalte Hand! Wer in der Ferne so vermißt wird, wie Du, wer von einer Dahingeschiedenen so geliebt wurde, wie Du, — o, er ist doch glücklich zu preisen! Und — Tauschtest Du wohl mit dem Lose irgend eines Sterblichen? Ist Dir die Erinnerung an Urwasi nicht mehr wert, als alle Freuden der Liebe anderen Menschen sind? Und unsere Freundschaft ist dieselbe, wo Du auch weilest. Die Seelen schmiegen sich nur um so enger zusammen, jemehr die Körper sich entfernen. Der ist der glücklichste auf Erden, dem am meisten Liebe zuteil wurde. Du wurdest geliebt von dem Tage an, da Du das Licht der Welt zum erstenmal erblicktest. Der Mutter zärtliche Liebe führte Dich ins Leben ein, begeisterte Liebe durchglühte die Seele des Jünglings und fachte in der Brust der Jungfrau gleiche Gefühle an, und Schwesterliebe geleitet Dich von Land zu Land von Stadt zu Stadt.

Tal Suti, den . . . ten . . . 18 .

Ich habe deine Briefe erhalten. Ich habe sie gelesen. Noch bist du fern von Deutschland, dem Lande deiner Bestimmung, noch magst du in Gefühlen der Vergangenheit und in Träumen der Gegenwart schwelgen. Bist du Deutschland näher, wird sich dein Geist ganz dem Berufe zuwenden, der dich über Meere aus dem Vaterlande in die Fremde treibt. Jetzt noch mag dein Blick weilen auf den Trümmern deiner Vergangenheit, und auf dem Baustamm deines eigenen Lebens, auf dem mit Nebel bedeckten Erdental. Dann aber wird dein Blick sich erheben, er wird sich vorwärts, nicht rückwärts richten. Alle Nebel werden dann gefallen sein, und klar wird der angehende Tag dir entgegenstrahlen, und du wirst ihn zeigen der Menschheit um dich her.

Tal Suti, den . . . ten . . . 18 .

Deine Liebe wohnt in den Sternen, deine Freundschaft auf der Erde. Fest, wie jene, wird auch diese sein, und nichts soll sich zwischen dich und mich stellen, niemand wird meinem Herzen näher stehen, als du.

Drittes Kapitel.

Mandaras an Damajanti.

Im Angeſichte des Landes, den .. ten ... 18 ..

ier iſt die Stelle, wo ich Schiffbruch litt. Mein Herz hatte ihn früher gelitten. Was iſt Gefahr und Schmerz des Körpers gegen Gefahr und Schmerz der Seele? Ruhig ſaß ich auf dem Verdecke, als der Sturm um mich wütete, als Angſt und Verzweiflung um mich herrſchten. Ich konnte nicht helfen, ich mußte mich zur Untätigkeit bequemen. Meine Schätze: eine Gabe von Urwaſi, zwei Worte von ihrer Hand geſchrieben, unſers Vaters Briefe und was mir ſonſt am liebſten war, lag vor mir in einer kleinen Kiſte. Daneben ſaß eine Mutter mit dem Säuglinge auf ihrem Arm. Eine Welle wälzte ſich heran. Die Schiffer riefen: wir ſind verloren, die Mutter ſank ohnmächtig zurück, und die Welle ergriff zu gleicher Zeit ihren Säugling und mein Schatzkäſtchen. Nur eines konnt' ich retten, und Urwaſi's Liebeszeichen, alle Erinnerungen an ſie, welche mein Herz nicht in ſich ſchloß, fluteten davon

Das Schiff ſcheiterte an einem nahen Felſen; allein ich konnte der Mutter ihren Säugling wieder an die Bruſt legen, als wir in das Rettungsboot geſtiegen waren.

Ich habe dem Schmerze ſeinen Tribut bezahlt. Doch nun will ich mich ermannen. Ich gedenke des Zweckes meiner Reiſe! Nicht um mich den Gefühlen meiner Seele hinzugeben, habe ich mein heimatliches Tal verlaſſen. Groß iſt die Aufgabe, die ich mir geſtellt. Ich kann ſie nicht erfüllen in matter Tatenloſigkeit. Vor meinen Blicken liegt das Land, wo ich wirken ſoll. *Nur Taten bewähren das Gefühl. Iſt dieſes groß und edel, ſo müſſen jene auch es ſein.*

. . . . . den . . ten . . . . 18 . .

In fünf Jahren, ſagen die Ärzte, erneut ſich der Körper des Menſchen; in fünf Jahren hat ſich mein Geiſt erneut. Nichts iſt mir geblieben von dem, was ich früher war: keine Hoffnung, kein Wunſch, keine Empfindung, ach! faſt kein Gedanke. Mein ganzes Sein hat eine neue Geſtaltung angenommen. Während früher der Faden, der mich durch das Labyrinth des Lebens leitete, von der roſigen Farbe der Hoffnung durchwebt war, iſt es

jetzt die ſchwarze der Erinnerung, welche ihn durchzieht; während ſonſt mein Blick auf die Erde und ihre Blütenkränze gerichtet war, finde ich dieſe nun nur im Dunkeln, im Glanze der Sterne, von der Phantaſie gewunden.

In demſelben Maße als die Hoffnung ſtark, iſt die Erinnerung ſchwach. Meine Erden-Hoffnungen ſind nicht mehr, meine Erden-Erinnerungen haben ſie verdrängt. Die Erde hat ihre Anziehungskraft für mich verloren, und ihre Schwungkraft treibt mich weiter und immer weiter in das Gebiet der Unendlichkeit. Dort, wo keine Erinnerung waltet, iſt es die Ahnung, die Hoffnung, welche begeiſtert, welche entzückt. So ſchwebe ich in der Mitte zwiſchen Erden-Erinnerung und Himmels-Ahnung. Ich habe eine Erden-Vergangenheit, doch keine Zukunft.

Die Freundſchaft tröſtet, die Liebe bedarf keines Troſtes. Jene erheitert, ſtützt und ſchirmt, dieſe iſt der Urquell alles Lichtes, aller Freude, iſt der Atlas, auf deſſen Schultern die Menſchen-Seele ruht, der Schild, der nicht in kalten Stein, ſondern in warmes Leben verwandelt.

Erdenglück und Himmels-Ahnung ſind die Hebel, welche die Seele des Menſchen in geregeltem Gange

erhalten. Wehe dem Menſchen, in deſſen Innern das eine vorherrſchend iſt. Es wird ihn entweder in die dichten, finſtern Tiefen der Erde oder in die leichten, lichten Regionen des Äthers führen. Dort muß er im Stoffe, hier in der Stoffloſigkeit untergehen.

Es gibt eine Sonne für den geiſtigen Menſchen, wie es eine für den körperlichen gibt, wie ſich um jene die Planeten-Körper, bewegen ſich um dieſe die Planeten-Geiſter. Jene Sonne iſt Gott, und diejenige, die wir mit unſerm Körperauge gewahren, verhält ſich zu ihr wie der Körper zum Geiſte, das Endliche zum Unendlichen.

. . . . . den . . ten . . . 18 . .

So bin ich denn angelangt hier im Lande der leeren Form, welche den Geiſt verdrängt hat, im Lande des Poſitiven, welches das Ideale nicht kennt. An die Form wird das Kind gewöhnt, bevor es zu denken gelernt, ſie ſoll es üben und weiß nicht warum; der poſitiven Vorſchrift ſich zu fügen, ohne zu ahnen, welchem höhern Grunde ſie ihr Daſein dankt, dieſes iſt hier Pflichterfüllung dem Kinde wie dem Manne; und je ſchlechter und unverſtändiger ein Menſch iſt, deſto unbedingter pflegt er Unterwürfigkeit von denjenigen zu verlangen, welche

unter seine Macht gegeben sind. Natürlich weil seine Aussprüche keine Kritik aushalten, auf keinem andern Grunde beruhen, als der durch die Gewalt geschützten Willkür. Wohl ist es gut, dem Körper des Kindes in gleichem Maße wie dem Geiste Entwickelung zu geben, wohl notwendig, dem Kinde Ehrerbietung vor dem Erhabenen und Großen beizeiten einzuflößen. Doch wenn dem Kinde Bewegungen mit Händen und Füßen gelehrt werden, welche ihm als heilige Formen eingeprägt werden, ehe es denken, begreifen kann, was das bedeuten soll, wird da das Heilige nicht entweiht? und ist es besser, wenn der Erwachsene diese Formen sinnlos übt? Wohl bedarf der Mensch der Form, um das Geistige festzuhalten, des Positiven, um das Ideale praktisch zu erfassen. Doch zu beklagen ist der Mensch, dessen Formen dem geistigen Elemente entweder nicht entsprechen, oder der wenigstens es nicht daran erkennt. Im Staate, so wie in der Kirche würde schrankenlose Verwirrung entstehen ohne Formen, ohne positive Bestimmungen. Sie sind notwendig, und daher gut. Aber sie verkünden die Unvollkommenheit des Menschen, welcher die Idee der Gottheit, wie diejenige der Gerechtigkeit nur auf diese Weise sich anzueignen vermag. Doch hier verehrt man als göttlich und erhaben nur dasjenige, was in Kirche

und Staat menſchlich iſt: die leere Form, die poſitive Beſtimmung. Allein das göttliche, das große, worauf die Form nur führen, was durch das Geſetz nur uns zugänglich gemacht werden ſoll — das kennen ſie, das ahnen ſie nicht, und wenn man ihnen es andeuten will, ſo nennen ſie es unhaltbare Schwärmerei, kalte Abſtraktion und unnütze Grübelei.

Wie der Körper hinter dem Menſchen-Geiſte, die Hülſe hinter dem Kerne, ſo bleibt jede Form hinter dem Weſen zurück, das ſie birgt: in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie im Staat und in der Kirche. Der Maler kann das Ideal, das vor ſeinem Geiſtes-Auge ſchwebt, in Farben nie vollſtändig erreichen, der Geſetzgeber die Idee des Rechts in Geſetzen nie vollſtändig verwirklichen, der Ordner der Kirche die Gefühle für Gott, die ſeine Bruſt bewegen, dem Kirchen-Dienſte mit gleicher Wärme, gleicher Reinheit nicht einhauchen. Und doch kann nur durch Farben, durch weltliche Geſetze und kirchliche Beſtimmungen die Idee der Schönheit, des Rechtes und der Gottheit den Menſchen anſchaulich gemacht werden, die Idee iſt göttlich, aber Zank und Streit erhaben, drum erfaſſen ſie die kleinen, ſtreitſüchtigen Menſchen nicht. Die Form iſt menſchlich, unvollkommen, ſie läßt ſich zerren und reißen, durch ſie laſſen ſich irdiſche Zwecke erreichen, ſie kann als

Mittel der Leidenſchaft ausgebeutet werden. Wie viel nützlicher iſt ſie dem niedrigen Menſchen! Durch ſie gibt ſich der gottloſe den Schein der Frömmigkeit, der ungerechte den Schein der Geſetzlichkeit. Was bietet ihm dagegen die Idee der Gottheit oder des Rechts? Eine Idee, die er nicht begreift, ſo wenig als das Ideal, das dem Maler bei ſeiner Arbeit vorſchwebte. Das Gemälde kann er ſehen, die Farben kann er loben oder tadeln, allein das Ideal erkennt er nicht.

Viertes Kapitel.

Mandaras an Damajanti.

Leftheim, den .. ten .... 18 ..

Die Prieſter verſuchten hier zuerſt mich in ihre Schlingen zu ziehen. So wird Chriſti Lehre zum Aushängeſchild mönchiſcher Beſtrebungen und Leidenſchaften. Einen Menſchen erleuchten mit dem Lichte chriſtlicher Wahrheit, das können ſie, das wollen ſie nicht. Was ſie können, was ſie wollen, iſt nur, einen Jünger mehr bekommen, welcher mit der Zahl derſelben ihren Ruf vermehrt. Ihren Beſtrebungen tritt niemand entgegen, Kanzel und Lehrſtuhl ſind ihnen geöffnet. Wer aber Chriſti Lehre, ohne ſymboliſche Zeichen und Sektengeiſt, ohne Bekehrungsſucht, ohne den Wunſch äußere Bande zu löſen, doch mit regem Eifer für Sitten-Reinheit und Glaubensfreiheit verkünden will, der findet alle Zugänge verſchloſſen. Kirchen und Schulen haben keine Stelle für ihn. Nicht der Geiſt Chriſti, ſondern die Erfindung der Menſchen bildet hier Vereinigungspunkte. Wer nicht

dieſe oder jene von Menſchen verfaßte Glaubensformel beſchwört, wird nirgends heimiſch. Nicht die Gefühle, die Anſichten, die Taten der Menſchen entſcheiden, ſondern ihre Worte und die Formen, in denen ſie ſich bewegen. Darum der Widerſtreit zwiſchen innerm Glauben und äußerm Bekenntnis, welcher entweder zur Heuchelei oder zur Gleichgültigkeit gegen gemeinſame Gottesverehrung führt.

Es klagen die Geiſtlichen über die Leere in den Kirchen. Wie können ſie ſich füllen? So viele Geiſtliche glauben nicht, was ſie lehren, noch mehrere glauben nicht, was ſie glauben ſollten, um den Vorgeſetzten zu gefallen, und ſchiffen daher immer zwiſchen der Scylla der hergebrachten Glaubens-Sätze und der Charybdis der eigenen Ueberzeugung mühſam umher. Kann da Begeiſterung ſein? Nur der Beſchränkte, der nicht denkt, der blind die Glaubensformel herſagt, iſt aufrichtig. Seine Aufrichtigkeit iſt erkauft mit dem Preiſe der Wahrheit.

Vergeblich verſuchte ich in Kirchen und Schulen zu lehren, vergeblich unter freiem Himmel zu ſprechen. Selbſt der Verſuch brachte mir Gefahr, die ich zwar nicht geſcheut hätte, wenn ich auf Erfolg hätte hoffen können; allein die mich überzeugte von der Unmöglichkeit, auf dieſem Wege meinen Beruf zu erfüllen.

Leftheim, den . . ten . . . . 18 . .

Wie ſich die Menſchen bemühen, aus allen Dingen den Geiſt herauszutreiben, um ſie dann um ſo leichter handhaben zu können! Je enger freilich ein Gedanke iſt, deſto leichter faßt ihn der beſchränkte, und je ſinnlicher eine Darſtellungsweiſe, deſto mehr ſpricht ſie die Sinnen-Menſchen an. Offenbar iſt alſo für ſie der Gewinn, wenn ſie aus einem großen geiſtigen Elemente ein kleines Wort machen. Sie hören das Wort, lernen es auswendig, wiederholen es, und damit ſind ſie ohne Mühe und Anſtrengung fromm geworden. Chriſtus kam in dieſe Welt, lebte und ſtarb für die Menſchen, damit ſie durch ſeine Lehren und ſein Beiſpiel erleuchtet und erwärmt von dem Irdiſchen nach dem Himmliſchen ihre Blicke wendeten, ihr Herz reinigten, ihr Gemüt veredelten, ihren Willen ſtärkten, aus ſchwachen von der Sinnenwelt gebundenen Menſchen ſtarke, geiſtige Weſen würden. Doch ſolchen Lehren, ſolchem Beiſpiele zu folgen iſt ſchwer, iſt dieſen Menſchen, die ihre Erdenluſt den reinen Freuden des ihnen unbekannten Himmels nicht opfern wollen, unbequem. Doch wollen ſie ſich nicht losſagen von Dem, vor dem die Welt ſich beugt, der durch die Gewalt ſeiner Größe Jahrtauſende beherrſcht. Drum wird unvermerkt überall an die Stelle des belebenden

Geiſtes das tote Wort, ſtatt der tiefgefühlten Wahrheit das leere Zeichen geſetzt.

Obgleich Chriſtus ſagte: die ſind meine Schüler, meine Geſchwiſter, meine Nachfolger, die tun, wie ich geboten, ernennen ihm Menſchen durch Wahl einen Stellvertreter. Als könnten Menſchen Chriſti Stelle vertreten, oder ihm einen Vertreter ernennen; als wäre es ein Amt, Chriſto nachzufolgen, eine Stelle, Chriſti Lehren zu befolgen! Hatte Er doch geſagt: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Weſſen Reich von dieſer Welt iſt, deſſen iſt nicht das Reich Chriſti. Während Chriſtus immer darauf hinwies, durch den Glauben an ihn, ſeine Sendung und ſeine Lehre werde der Menſch in ſeiner innern Welt, in ſeinen Handlungen gebeſſert und ſo glückſelig werden, ſo ſollen nun auswendig gelernte Worte, welche als Glaubens-Sätze hergeſagt werden, die ſie Symbole nennen, dem Menſchen eine Bürgſchaft der Seligkeit gewähren!

Chriſtus lehrte: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet und nur Gott iſt Richter des Himmels und der Hölle. Aber die, welche ſich ſeine Stellvertreter und Nachfolger nennen, verdammen alle diejenigen zur Hölle, welche nicht ihren Glauben und ihr Formgepränge ſtatt der einfachen Lehre Chriſti annehmen. So ſind, die ſich am lauteſten für Chriſti Nachfolger und Stellvertreter ausgeben

gerade diejenigen, welche ſeinen Lehren und ſeinen Geboten am meiſten zuwiderhandeln; und die Gewaltigen unter ihnen beſtrafen wohl jene, welche ihre Lehren nicht halten, ſelbſt mit dem Tode, doch wer Chriſti Lehre mit Füßen tritt, geht unangefaſtet durch die ganze Welt.

Was ſie lehren, ſoll geglaubt werden, wehe dem, der nur glaubt, was Chriſtus lehrte! Über Chriſti Lehre iſt nie Streit entſtanden, denn ſie iſt einfach, klar und verſtändlich. Allein über die Anſichten der Menſchen war Streit von Anfang an. So zeigt uns die Geſchichte am deutlichſten, was von Chriſti und was von den Menſchen ſtammt. Allein das Buch der Geſchichte iſt ihnen verſchloſſen, wie das Buch der Religion.

Lindenberg, den . . ten . . . 18 .

Ich verließ Leftheim nicht, bevor ich Antonio und Xaver aufgeſucht. Jetzt waren ſie mir nicht mehr gefährlich. Antonio fand ich, und vernahm von ihm, daß Xaver in den Karthäuſer-Orden getreten. Er ſelbſt war im Laufe der Zeit noch beſchränkter und geiſtesärmer geworden, als zuvor. Gedanken-Austauſch war hier unmöglich. Wir ſchieden bald. Nichts hielt mich in Leftheim zurück, als meine Erinnerungen, und deren Drange durfte

ich nicht folgen. Ich eilte hierher. Gestern langte ich an.

Alles ist mir hier fremd geworden. Die Menschen sind wohl dieselben geblieben, doch ich habe mich verändert. Mit anderm Auge blicke ich jetzt um mich. Zwar herrscht hier nicht der Aberglauben, welcher in Leftheim mir zuerst so widerlich entgegentrat, nicht die Beschränktheit des Geistes, welche einen Gedankenwechsel unmöglich macht. Hier sind die Menschen denkender, aber kälter, aufgeklärter, aber darum doch nicht viel besser, und so verständig sie auch zu sein vermeinen, so bewegen sie sich doch in einer großen Menge von Widersprüchen. Natürlich, denn das Sternbild, dem sie folgen, ist der Verstand, und dieses leitet nicht sicher. So hört man oft sagen: der Mensch sei immer lobenswert, welcher seiner Überzeugung folge, und der erste Schritt der Besserung sei Erkenntnis der eigenen Irrtümer und Fehler. Wie reimen sich diese Sätze zusammen? Sie widersprechen sich augenscheinlich, denn derjenige, welcher, einer schlechten Überzeugung folgend, dieser gemäß handelt, ist noch nicht einmal zur Erkenntnis seiner Irrtümer gelangt, hat also noch nicht den ersten Schritt der Besserung getan. So glauben sie allen Streit auf einmal abzuschneiden, wenn sie sich auf ihr Gewissen berufen. Sie bedenken aber nicht, daß nur ein reines

und ein erleuchtetes Gewissen einen sichern Führer bietet. Vor allen Dingen sollten sie ihre Seele freihalten von niedrigen Bestrebungen, ihre Gefühle durch Betrachtung ihres erhabenen Vorbilds erheben, durch rege Tätigkeit stählen, und durch unnachsichtliche Selbstprüfung berichtigen. Nur dann kann ihr Gewissen sie zum Guten führen, nur dann mögen sie seiner Weisung folgen. Sie erwägen nicht, daß jede unrechte Tat einen Schleier über den Weiser deckt, der in ihrem Herzen ruht, und die Zahl ihrer unrechten Taten ist so groß, daß es sehr schwer ist, durch alle die Schleier hindurchzublicken, welche den Weiser ihres Weges bedecken.

Oft, ach! gar zu oft dient das Gewissen nur als ein Bollwerk, hinter welches sich der Mensch gegen die Angriffe der ihn bestürmenden Neben-Menschen verschanzt; wie die Religion ihm die Freistätte ist, in welche er sich als verfolgter Verbrecher flüchtet, so wird das Heiligste entweiht. Wo mit Gewissen und Religion solcher Hohn getrieben wird, da kann das Gute und Erhabene nicht gedeihen! Immer zu viel oder zu wenig wollen sie von Gott und Menschen. Was ihnen gebührt, ist ihnen zu wenig, um daher viel mehr zu erlangen, sagen sie, es gebühre ihnen nichts. Das soll Demut sein, und ist Hochmut und

Kriecherei. Diese beiden Extreme finden wir überall vereint im Wechselverhältnis der Menschen, und in ihren Beziehungen zu Gott. So sind die Menschen, die für wahre Religion am gleichgültigsten sind, gegen anders Glaubende am härtesten. Intoleranz ist immer ein Beweis von Irreligiosität, weil die einzig wahre Religion die Religion der Liebe ist, die sich durch Taten der Liebe, und nicht des Hasses, durch Wohltun, und nicht durch Verfolgung kund tut.

Es ist so leicht zu verdammen, und die Menschen, die es tun, dünken sich doch so groß, als sprächen sie sich nicht selbst ihr Urteil!

Lebe wohl, meine Freundin! Grüße den Vater und die Geschwister. Möge Gott Dich und sie beschützen! Ich schließe Dir ein Tagebuch an, das ich für Dich führte. Es ist zwar noch nicht vollendet, denn nicht jeder Tag findet darin seine Bezeichnung. Allein auch so wirst Du es nicht verschmähen. Vielleicht kann ich es später noch vollenden.

Fünftes Kapitel.

Tagebuch.

Monat Januar.

en 1ten. Ein Jahr beginnt auf Erden, doch am Himmel iſt weder Anfang noch Ende.

Deine Hände wärmſt du am Feuer, dein Herz nur an Glaube, Liebe und Hoffnung.

Den 6ten. Der Stern, der den Weiſen im Morgenlande aufging, iſt er auch in deinem Herzen aufgegangen?

Der Schmerz iſt das Salz des Lebens, ohne ihn iſt es der Fäulnis preis gegeben.

Wie die Kohle im Ofen, ſo wird Alles zu Aſche und Staub, was Irdiſches an dir und um dich iſt.

Das Eis bedeckt die Flüſſe, damit, was in ihnen lebe, vor Kälte nicht erſtarre. So zieht das Herz in Tagen der Kälte eine Rinde um ſich.

Die Menſchen wollen immer Glück, aber ſelten was Glück bringt.

Höre die Worte, ahne die Gefühle, glaube den Taten!

Je tiefer ein Herz, deſto ſchwerer iſt es zu ergründen, und deſto leichter wird es verkannt.

Monat Februar.

In den Kalender kann der Menſch einen Tag einſchalten, doch nicht in das Leben.

Die Religion überzeugt, die Gewalt zwingt. Wo Zwang, da iſt keine Religion.

Der gute Hirt ſucht die reudigen Schafe zu heilen, allein er flucht ihnen nicht.

Du haſt ein doppeltes Vaterland. Biſt du im Gebiet des einen und des andern heimiſch?

Das Schickſal iſt der ſicherſte, aber herbſte Erzieher. Darum harre ſeiner nicht!

Wer mit Vergnügen tadelt, hat kein gutes Herz.

Wer vor irdiſcher Größe ſich beugt, kennt die himmliſche nicht.

Wer am tiefſten ſich bückt, wünſcht, daß man vor ihm ſich am tiefſten bücke.

Vortrefflichkeit und Glücksfähigkeit ſind, wie Schlechtigkeit und Glücksunfähigkeit, eins.

Glaube an Gott iſt der Anker, feſter Wille das Steuer des Lebens-Schiffes.

Monat März.

Ihr brechet von den Bäumen was dürr und ſchadhaft iſt, warum nicht von euern Herzen?

Vor dem Hauche des Frühlings entſchwindet die Decke des Eiſes; vor dem Hauche der Liebe die Rinde des Herzens.

Es gibt einen großen Verſöhner: es iſt der Tod! Wehe dir, wenn du keinen andern kennſt!

Der Menſch ſoll ſeiner Ueberzeugung folgen. Darum wehe ihm, wenn dieſe ſchlecht iſt.

Du ſtrebſt, wie du wünſcheſt. Hege darum nur gute Wünſche!

Nur in den reinen Spiegel, die reine Seele, blickt jedes Auge mit Freuden.

Willſt du gut und glücklich ſein, meide hoffnungsloſen Wahn!

Der Glaube iſt das Band zwiſchen Menſchen und Gott! die Liebe zwiſchen den Menſchen unter ſich.

Fühlſt du Kummer, klage nimmer!
Ehre deines Glückes Trümmer!

Auf der Erde mußt du ſtehen,
Willſt du nach dem Himmel ſehen.

Es folgt das Lamm ſeinem menſchlichen Hirten. Wie ſelten der Menſch ſeinem göttlichen!

Monat April.

Der Sämann der Erde ſtreut ſeine Körner und harrt, bis ſie aufgehen. Sollte der Sämann des Herzens nicht auch harren?

Die Gegenwart rügt immer die Fehler der Vergangenheit, ohne zu ahnen, daß ſich nur die Verhältniſſe verändert haben.

Das Schiff des Lebens bedarf ebenſowohl als das Meerſchiff des Ballaſtes.

Regen und Sonnenſchein wecken die Keime, aber ſie können ſie nicht ſchaffen.

Demut kennt ebenſo wenig ihre Kraft, als Hochmut ſeine Schwäche.

Der Schmerz ist nur Krankheitszeichen: körperlich und geistig.

Gott schickt uns so viele Freuden, als wir nur irgend ertragen können.

Es gibt nur einen Weg zum Glück: es ist der geistiger Erhebung.

Die Vorsehung läßt uns nur warten, damit wir das Erwartete würdigen lernen.

Wehe dem, der aus dem wirklichen Leben ein Scheinleben macht! Er gibt das Brot hin für dessen Schatten.

Nichts hat Wert auf dieser Erde, als was uns über sie erhebt.

Monat Mai.

Blumen und Blüten sind auf Erden die Augen der Gottheit; Sterne sind es am Himmel.

Der Weg der Tugend zieht mitten durch die Abgründe des Lasters. Hüte dich daher selbst vor

Wiederſehen bezeichnet die Erfüllung der Sehnſucht des Blinden und des Geſchiedenen.

Die Macht der Verhältniſſe iſt die Zentripetal, der Drang nach Freiheit die Zentrifugal-Kraft des menſchlichen Geiſtes.

Monat Auguſt.

Das Wort gleicht dem Hauche des Windes, der durch offne Blütenkelche zieht.

Wie reich iſt die Ernte der Wieſen und Felder im Vergleiche mit der Ernte des Herzens und des Geiſtes!

Es reicht eine Leiter von der Erde zum Himmel; aber ſie iſt aus Strahlen gewoben.

Wer über ſein Schickſal murrt, gleicht dem Hunde, der ſeinen Schatten anbellt.

Das Gefühl findet den Diamanten der Wahr-

heit; der Verstand vermag es nur, ihn zu reinigen und zu glätten.

Neben den glänzendsten Gemächern sind oft dunkle Höhlen: auch im Kopfe und Herzen der Menschen.

Dankbarkeit erhöht den Genuß der Wohltat, Undank zerstört ihn.

Die Liebe gleicht dem Sandelbaume, der noch Wohlgerüche verbreitet, wenn die Axt schon an seiner Wurzel wühlt.

Auch die Tiere säugen ihre Jungen, der Pelikan mit seinem Blute. Nur wer seine Kinder mit dem Brode des Himmels nährt, tut es den Tieren zuvor.

Das Gewissen gleicht der Sonnen-Uhr: die Strahlen, die vom Himmel fallen, sind seine Weiser.

Gute Kenntnisse sind warme Kleider, die man in heißen Tagen ablegen, und in kalten anlegen kann.

Monat September.

Nur der Wille des Menschen setzt der Güte Gottes Schranken.

Die Sterne leben, ihr Vaterhaus ist das Himmelsgewölbe.

Wir fühlen den Druck, der auf uns lastet, aber nicht denjenigen, den wir ausüben.

Es gibt eine Koketterie mit dem Gewissen, welche schlimmer ist, als jede andere.

Die religiösen Epikuräer, d. h. diejenigen, welche an der Religion nur die Seite lieben, die ihnen irdische Genüsse bietet, geben sich immer den Anschein eifrigster Frömmigkeit.

Wer die Rechts-Sphäre des Nächsten, auch des Andersglaubenden nicht ehrt, kann nie ein guter Christ sein.

Selbst-Täuschung führt immer zur Täuschung Anderer. Selbsterkenntnis ist die Grundlage der Aufrichtigkeit.

Das Vergnügen gleicht der scheuen Gazelle. Je schneller du ihr nachjagst, desto schneller flieht sie.

Das Wort ist Spreu, die Tat ist Korn. Wer sich mit Spreu abspeisen läßt, wird sie nicht verdauen können.

Monat Oktober.

Wie das Laub von den Bäumen, so fällt auch der Schmuck des Baumes des irdischen Lebens, und wird zertreten.

Der Wein muß gähren, damit er rein und geistig werde; so auch das Herz.

Wer mit Lust von unmoralischen Dingen spricht, hat kein moralisches Gefühl.

Wer die Kinder nicht liebt, hat kein Gefühl für die Unschuld.

Viele thun sich rüstig um in den materiellen Kreisen der Erde, einige streben in höheren Regionen, aber wenige wissen die Dissonanzen beider Sphären in Harmonie aufzulösen.

Wer lenksam in großen, aber unbeugsam in kleinen Dingen ist, zeigt zu gleicher Zeit einen kleinen Geist und ein enges Herz.

Gott hilft durch seine Fügungen unserer schwachen Willenskraft nach.

Der Lasterhafte rechnet sich seine Phantasien von Tugenden für edle Eigenschaften, der Tugendhafte seine Phantasien von Untugenden für Fehler an.

Menschen, welche durch das Unglück herb werden, würden durch das Glück unerträglich übermütig werden.

Monat November.

Die Sonne zerstreut die Nebel, das Licht der Wahrheit die sie verhüllenden Dünste.

Am 2ten. Auch der Tod feiert seine Feste, als der Geber neuen Lebens.

Beim Herannahen des Winters sammelst du Feuerung, um dich zu wärmen in der Zeit, da deine innere Wärme nicht mehr ausreicht; — und beim Herannahen des Todes sammelst du nichts?

Wer nur mitteilend iſt, wenn es gilt, ſich über erlittene Kränkungen auszulaſſen, gleicht der Biene, welche ſticht, aber ihren Honig verſchluckt.

Launen gleichen Stürmen. Ein Sturm kann die Früchte des Regens, des Sonnenſcheins und der Mühen eines ganzen Jahres vernichten.

Menſchen, welche mild in Handlungen, aber ſtreng in Worten ſind, gelten gewöhnlich für hart, Menſchen, welche hart in Handlungen, aber mild in Worten ſind, für mild. So wird der Schein mit der Wahrheit verwechſelt.

Das Urteil des Alltagsmenſchen gleicht dem Winde, der den Staub aufwühlt, das Urteil des Kenners dem Sonnenſcheine, der Alles durchdringt.

Das Auffaſſungs-Vermögen der Menſchen iſt ein geiſtiger Spiegel. Die wenigſten beſitzen ihn rein und eben; die meiſten trüb, oder ſchief geſchliffen.

Die Langeweile iſt der Nebel des Lebens. So lange er dauert, ſieht man weder Sonne, noch Mond; wenn er ſteigt, ſo gibt es ſchlechtes Wetter, nur wenn er fällt, klärt ſich der Himmel auf.

Nicht nur der Mensch, auch der Gedanke, der lebt, wird unter Wehen geboren.

Monat Dezember.

Kalte Zimmer magst du wärmen, kalte Herzen, ach, wie schwer!

Der herrlichste Edelstein gewinnt noch durch Fassung.

Wer gegen den Freund nicht offen ist, würde gegen den Feind falsch sein.

Wer zu viel spricht, gleicht dem Verschwender, wer zu wenig, — dem Geizigen. Beide kennen nicht den Wert der Rede.

Ein hoher Gedanke hat, gleich einem hohen Berge, seinen Gipfel mit Eis bedeckt, während an seinem Fuß sich die lachendsten Fluren ausdehnen.

Den 21ten. Das Licht des Tages nimmt zu außer dir: auch in dir?

Den 22ten. Der Winter ist ein Bild des Todes. Ihm folget der Frühling.

Den 25ten. Erst an dem Tage, da dein Herz in himmlischer Liebe erglüht, wird dir Christus geboren.

Den 26ten. Nur wer in Christo lebt, kann für ihn und mit ihm sterben.

Den 31ten. Wie der letzte Tag eines Jahres sich an den ersten des andern, so schließt sich jenes Leben an dieses an.

Sechstes Kapitel.

Damajanti an Mandaras.

Tal Suti, den . . ten . . . . 18 .

r iſt nicht mehr mit uns, der uns in die Regionen des Lichtes eingeführt, uns dort ſchon heimiſch gemacht, während wir noch auf Erden weilten. Er, deſſen Geiſt groß und erhaben war über alle Erdengeiſter, iſt nun dort angelangt, wo er nicht, wie hier, vereinzelt ſtehen wird. Seine Hülle ruht in dem Grabe, das wir einſt für die Deinige gruben, neben derjenigen der geliebten Tochter, die ihm vorangegangen. Du hatteſt ſeinen Geiſt noch auf Erden zurückgehalten. Im Umgange mit Dir fühlte er minder mächtig die Sehnſucht nach anderen Welten. Du verließeſt uns und ſein Blick ſchwebte hinauf zu den Sternen und ſie zogen ſeinen Geiſt hinan zu ſich.

In meinem letzten Briefe hatte ich Dir geſchrieben, daß unſer Vater leide, bald darauf ſchien

eine neue Lebenskraft ihn zu beſeelen. Er verſammelte uns oft und auf längere Zeit um ſich, doch ſprach er uns nur von ernſten und ewigen Dingen. Mit beſonderer Vorliebe verweilte er bei Deinem Namen. Er bat Theobald, Deinen Spuren zu folgen, und mich, mit liebendem Herzen Dich ſtets zu umſchweben. Die Heiterkeit des Geiſtes, mit der er ſprach, die Wärme, die aus ſeinen Worten drang, täuſchte uns über ſeinen Zuſtand. Begeiſtert ſprach er von den beſſeren, ſchöneren Zeiten, welche auch über die Erde ſich verbreiten würden, wenn einſt Friede ſein würde zwiſchen Menſchen und Tieren, Liebe zwiſchen allen Geſchöpfen, Ehrfurcht vor dem Großen und eine Anbetung Gottes ohne Formgepränge und falſchen Schein. Auf Dich ſetzte er ſeine Hoffnungen, Du ſollteſt dieſe Zeiten herbeiführen durch Rede und Beiſpiel, durch Wort und Tat.

Am Tage ſeines Todes ſchrieb er ſeinen letzten Willen. Er richtete ihn an Dich. Seinen Inhalt teilte er uns nicht mit. Doch nahm er uns das Verſprechen ab, ihn, verſiegelt wie er war, Dir zu überſchicken, ihn zu ehren und ihm gemäß zu leben. Heilig werden uns des Vaters Gebote ſein, wie im Leben, ſo auch im Tode. Ich überſende Dir ſein Teſtament. Seine Siegel ſind unberührt geblieben, ſo ſehr wir wünſchten ſeinen Inhalt

kennen zu lernen. Wir dachten daran, Dir ihn ſelbſt zu überbringen, damit er in unſrer Gegenwart geöffnet werde. Allein ſo ſchnell konnten wir unſer heimatliches Tal nicht verlaſſen. Doch werden wir ihm folgen. Wir haben unſerm Vater (wir nannten ihn ja ſo, als er noch lebte, warum ſollten wir ihn jetzt nicht mehr ſo nennen?) ſein letztes Erdenhaus bereitet. Bald werden wir beſtellt haben, was uns noch zu beſtellen bleibt, dann folgen wir Dir nach Europa. Du ſollſt unſre Stütze, unſer Troſt, unſer ſtarker Freund ſein. Alle die Liebe, die unſer Vater lebend Dir weihte, hat er ſterbend in unſre Herzen geſenkt, um Früchte zu tragen für dieſes und jenes Leben. Auf Dich verwies er uns, wenn wir für ihn Beſorgniſſe ausſprachen, auf Dich, wenn wir beklommen in die Zukunft blickten, auf Dich, wenn wir ohne Worte ſeufzten und weinten. Du habeſt, ſagte er, immer *mehr gehalten als verſprochen*, immer *mehr geleiſtet, als er erwartet*. Die Tiefe Deines Gefühles, die Schärfe Deines Geiſtes, die Reinheit Deines Gemüts habe er erſt erkannt in den letzten Tagen vor Deiner jüngſten Entfernung.

Was unſer Vater von Dir glaubte, wirſt Du bewahrheiten. Lebe wohl! bis wir uns wiederſehen. Theobald und Sunanda teilen meine Gefühle. Wir ſind eins im Geiſte. Sie umarmen

Dich als ihren Bruder. Lebe wohl, mein Freund, lebe wohl! Wenn der Schmerz um den Tod des geliebten Vaters Dir in die Seele dringt, ſo gedenke Deiner treuen Schweſter und Freundin Damajanti.

Siebentes Kapitel.

Meinen letzten Willen auf Erden richte ich an Dich, mein Sohn! Er wird Dir heilig ſein, wie Dir ſtets heilig war, was Deinen Blick in die Tiefen des eigenen Herzens ſenkte und zu den lichten Höhen der Wahrheit, Reinheit und Liebe ſchwang. Zum letztenmale ſpreche ich zu Dir, und weil Du Deinem höhern Berufe treu, ferne von mir biſt, muß es in geſchriebenen Worten geſchehen.

Vor allen Dingen ermahne ich Dich: wandle fort auf der Straße, die Du betreten. Sie führet zum Guten. Es iſt der Weg irdiſcher Selbſtverleugnung um des Himmliſchen willen. Zum Zweitenmale haſt Du Alles verlaſſen, was Dir auf Erden lieb und teuer war, um Deinem höhern Berufe zu folgen. Doch glaube mir, Du wirſt ernten, wie Du geſäet. Erwecke die Menſchheit aus ihrem Schlummer! Denn ſie ſchläft den Schlaf der Geiſtes-Trägheit. Erleuchte ſie mit himmliſchem Lichte, denn das Dunkel der Erde hält ihre Augen gefangen. Pflanze den Keim der Liebe

in ihren Seelen! denn die Liebe, die sie haben, wohnt in ihrem Blute! Lasse den Mut nicht sinken, wenn sie Dich nicht hören; harre aus, wenn sie Dich verfolgen, bleibe treu selbst bis zum Tode! Du kannst ja freudig sterben, Du fürchtest nicht, in die bessere Welt zu treten, und wenn der Abschied von dieser Dich auch ergreift, der Abschied von jener würde Dir doch schwerer werden. Deine Heimat ist längst nicht mehr auf Erden. Du hast die Freuden dieser Welt nicht empfunden, Dir werden die der bessern Welt zuteil werden. Du hast hier unsern Schmerz gelitten, dort oben werden Deine Wunden heilen.

Doch noch darfst Du nicht allein nach jenen Welten blicken. Noch bist Du hier, noch bleibt Dir viel zu tun, für Dich und Andere, im großen und im kleinen Kreise.

Kaum hast Du Dein Werk begonnen. Erst wenn es vollendet, magst Du von der Erde Abschied nehmen. Bis dahin handle kräftig, tue Dich um unter den Menschen, und erfülle Deinen ewigen Beruf!

Ich scheide bald; und wenn Du diese Worte lieseſt, kann ich auf Erden meinen Kindern nicht mehr Stütze sein. Du wirst ihnen meine Stelle vertreten, o mehr als dies. Der alte Mann vermag der Jugend nicht zu sein, was ihr die Jugend ist

Theobald und Sunanda bedürfen einer Stütze, und auch Damajanti, Deine Schweſter.

In Urwaſi ſtarb Dir die Geliebte, ſie ſank hinab in's trübe Grab; doch an demſelben fandeſt Du in Deiner Schweſter eine Freundin wieder. Deine Liebe zu meiner Tochter war ein Traum, Deine Freundſchaft für Deine Schweſter iſt zur Wirklichkeit geworden! Der Gedanke verſüßet mir die Bitterkeit des Scheidens, daß Dir auch auf Erden noch Freude blühen möge, wenn auch in anderer Weiſe, als ich es für Dich gehofft. Damajanti, die geliebte Tochter meines Herzens, die bewährte Freundin, die Dich verſteht, wird Dir eine feſte Stütze ſein für's ganze Leben.

Nun lebe wohl, bis wir uns wiederſehen in jenen Sphären, wo Urwaſi weilt, wo alle Lieben uns umgeben, die gleichen Sinnes uns vorangeſchwebt. Leb wohl, leb wohl! Der Todesengel naht. Ich fühle ſeiner Fackel ſanftes Lohen, ich ſehe ſeiner Augen freundlich Blicken. Leb wohl! leb wohl!

Achtes Kapitel.

Mandaras an Damajanti.

Lindenberg, den . . ten . . . . 18 . .

er uns vorangeleuchtet, uns unerreichtes Muſter war, er iſt nicht mehr mit uns. Doch was er lebend uns gegeben, die Saat, die er in unſere Herzen ausgeſtreut, o möge die nun, würdig ſeiner, blühen und reifen! Als ſich der Schmerz, der zweite große meines Lebens, in meine Seele brennend wand, gedachte ich Deiner und ich konnte weinen. Er liebte mich und liebte Dich und dieſe Liebe muß uns feſt verbinden. Vereint nur können wir den Schmerz ertragen. Es iſt des Hingeſchiedenen Wille, daß Du kommeſt. Der Schmerz macht ſtumm, die Freude nur iſt munter und geſchwätzig.

Kramberg, den . . ten . . . . 18 . .

Ich erhielt die Trauerbotſchaft, als ich gerade im Begriffe war, Lindenberg zu verlaſſen. Denn dort war meines Bleibens nicht. Dort fanden

meine Worte nicht Gehör, auch wenn man mir zu reden gönnte. Doch ein Verſuch ſelbſt ward mir nicht geſtattet, und ſie bewachten mich gleich einem Volksaufwiegler und mieden mich, als wär' ich gar gefährlich, weil ich gerügt die frevelhaften Sitten, die hier die Jugend zum Verderben ziehn. Mag ſich im Schlamm die Jugend wälzen, mag ſie in Lüſten ſchnöde untergehn, dies kümmert wenig jene, die hier herrſchen. Wenn nur die Anſtalt preiſend wird gerühmt und ſich die Zahl der Jünger mehret.

Mit ſchwerem Herzen verließ ich doch die Stadt, wo ich zum zweitenmal einen Trauerbrief erhielt. Zu Fuße, meinen Gefühlen hingegeben, zog ich über Berge und Flüſſe, durch reizende Fluren und Täler nach Kramberg, wo ich jetzt verweile. Hier weht ein freierer Geiſt und walten rein're Sitten. Hier erlaubt man mir doch zu ſein, wenn auch nicht zu lehren. Hier werde ich doch höflich und freundlich empfangen, wenn ich auch für das, was mir am Herzen liegt, nicht Sinn und Neigung finde. Wie ſchwer iſt es hier, auf die Menſchen zu wirken! Ich fange an, zu glauben, daß ich wenigſtens die Zeit nicht mehr auch nur im Keime ſehen werde, welche unſer Vater dieſer Erde verſpricht: die Zeit geiſtiger Freiheit, des Friedens, der Wahrheit, der Reinheit und der Liebe.

Wenn die Menschen nur ein Bedürfnis für reinere Gefühle, tiefere Einsichten und klare Darstellung hegten! Allein sie sind zufrieden mit dem, was sie haben. Sie halten sich selbst, und ihre Glaubenssätze für gut und wenn sie einen Fehler zugeben, so ist es die menschliche Schwäche, auf deren Rechnung sie ihn schreiben, und mit der sie ihn entschuldigen. Als wenn alle Menschen diese Schwächen haben müßten! Allein von dem Grund aller ihrer Fehler, von dem haben sie keine Ahnung. Daß ihre ganze Richtung falsch, daß ihr ganzes Streben matt, daß ihre ganze Glaubensweise hohl und leer ist, daß auf sie Alles paßt, was Christus vor neunzehnhundert Jahren zu den Juden, zu Pharisäern und Schriftgelehrten sagte, daran denken sie nicht. Wer zu ihnen sagte was Christus damals tadelnd aussprach, wäre ebensowenig seines Lebens sicher, als Er, dessen Namen sie mit dem Munde anrufen, indem ihre Handlungen, ihre ganze Denkungs- und Empfindungsweise ihn verleugnen.

Kramberg, den . . ten . . . 18 . .

Auch hier kann ich nicht bleiben. Denn jede Pforte, die zum Innern führt, verschließt sich mir. Ich ziehe nun dem Süden nach Grüntal zu. Dort hoffe ich bald mit Dir, Theobald und Sunanda

zusammenzutreffen. Ihr werdet mir neuen Lebensmut einflößen, an eurer Seite wird mein Herz wieder erwarmen. Mit Sehnsucht erwarte ich Euch. Diesen Brief schicke ich nach dem Cap. Dort wird er Euch noch erreichen. Meine nächsten Briefe findet ihr in Lestheim.

Lebet wohl Damajanti, Theobald und Sunanda! Lebet wohl, meine Geschwister, auf freudiges, baldiges Wiedersehen!

Neuntes Kapitel.

Damajanti an Mandaras.

Tal Suty, den . . ten . . . . 18 . .

in Menſch ſtirbt, und die Welt, die uns früher ſo licht geſchienen, hüllt ſich uns in Nacht. Iſt es doch auch ſo in der Schöpfung Gottes: wenn die Sonne untergeht, iſt die Erde dunkel. Wohl glänzen noch tauſende von Sternen am Himmel, vielleicht ſind ihre Strahlen wärmer und heller als die der Sonne. Allein ſie reichen kaum zu uns, ſie ſind uns zu ferne: ſie wärmen nicht, ſie leuchten nicht, ſie funkeln nur. Sie geben Ahnung, keine Wirklichkeit. Wenn die Sonne des heutigen Tages untergegangen, richten wir unſere Blicke auf die Sterne und unſere Hoffnungen auf die Sonne des künftigen Tages. Was dieſe für uns ſei, hat uns unſer Vater bezeichnet. In dieſem Tale kann ſie uns jedoch jetzt nicht leuchten. Wir müſſen wandern, damit ſie uns ſcheine. Hier iſt ohnedies alles für uns öde und leer. Jetzt erſt fühle ich, wie unſer Vater alles zu beleben, zu beſeelen wußte. Er hauchte uns am Morgen Kraft ein für das Werk

des Tages, er erfüllte die Herzen mit Dank gegen Gott, mit Freude für seine Werke, und heiterm Sinn, wenn wir uns am Mittagstische versammelten, er belehrte uns, wenn wir uns des Abends im Kreise um ihn lagerten. Kein Plätzchen in unserm Tale, das nicht Zeuge eines schönen Spruchs, einer edlen Tat von ihm gewesen wäre, kein Bewohner desselben, der in ihm nicht einen Freund und Vater verehrt hätte. Nun da er geschieden ist, was sollen wir hier? Alles mahnt uns an die Vergangenheit, und nichts spornt uns an für die Zukunft. Wir können nicht bleiben. Die Trauer würde uns erdrücken. Auch glauben wir, dem Wunsche unsers Vaters gemäß zu handeln, wenn wir Dir nach Deutschland folgen. Zwar haben wir seinen schriftlichen letzten Willen nicht gelesen, doch haben wir seinen mündlich gesprochenen vernommen. Du wirst uns mit offenem Herzen empfangen. Du wirst uns Trost und Stütze sein.

Tal Suty, den . . ten . . . . 18 . .

Der Entschluß ist gefaßt und die Vorbereitungen sind getroffen. Wenn Du diesen Brief empfängst, sind wir in Deiner Nähe. Wer weiß, ob er Dir vor uns zukommt. Denn morgen schon verlassen wir unser heimatliches Tal. Nicht ohne Schmerzen konnten wir uns zur Abreise rüsten, und schwer

wird uns der Abſchied werden, obgleich wir nicht für all zu lange Zeit ihn zu nehmen hoffen. Die vielen Beweiſe liebender Aufmerkſamkeit und regen Beſtrebens, ſich uns nützlich zu machen, haben uns die Anhänglichkeit, welche die Talbewohner von unſerm Vater auf uns übertragen haben, auf die rührendſte Weiſe fühlbar gemacht. Wir haben ihnen verſprochen zurückzukehren, ſie uns, unſere Hütte, unſer Land, unſern ganzen Hausſtand für uns zu erhalten, als wären wir noch hier. Wir ſollen bei unſrer Rückkehr Alles ebenſowohl gehalten finden, als es jetzt iſt.

. . . . den . . ten . . . . 18 . .

Der erſte Schritt iſt geſchehen. Die Grenzen der Heimat ſind hinter uns. Wo ich nie geweſen, bin ich nun. Andere Berge, andere Täler breiten ſich vor meinen Blicken aus. Eine neue Welt umgibt mich. Theobald iſt uns ein treuer Führer. Er kennt den Weg, den Sunanda und ich zum erſtenmal betreten. Die Gräber unſrer Lieben ſind nicht unbewacht. Sie ſtehen unter dem Schutze der Verehrung guter Menſchen.

. . . . den . . ten . . . . 18 . .

Ich habe die See geſehen, die unendliche. Vor meinen Augen breitet ſie ſich aus, die wir durch-

pflügen ſollen auf ſchwankem Schiffe. Wie groß iſt Gott in ſeinen Werken! Groß auch in den Gaben, die er den Menſchen gegeben, und die dieſer benützt, um ſich zum Herrſcher der Natur zu erheben. O bekämpfte er nur die tote Natur, in der Schöpfung, wie im menſchlichen Herzen! Aber nein! Derſelbe Menſchengeiſt, welcher mit den Elementen ſiegreich ſtreitet, erliegt ſeinen Leidenſchaften, oder bekämpft die Tugenden ſeiner Mitgeſchöpfe und mißbraucht ſie.

Zehntes Kapitel.

Mandaras an Damajanti.

ie ungenügend zeigt ſich doch der menſchliche Verſtand, wenn es ſich darum handelt, einen Gebeugten aufzurichten, einen Verwundeten zu heilen. Troſtlos läßt mich alles, was er mir zu ſagen vermag. Nur die Wärme des Gefühls kann die Kälte verſcheuchen, welche der Tod, wenn er ſeine Senſe ſchwingt, in befreundete Herzen gießt. Ich ſage mir jetzt, wie früher, als Urwaſi uns entriſſen wurde: was Gott tut, das iſt wohlgetan, muß immer zu unſerm Beſten führen. Allein jedem Troſtgrunde des Verſtandes ſtellt ſich ein Zweifelsgrund entgegen: weh mir, daß ſolcher Schmerz zu meinem Wohle notwendig war! Aus dieſem Labyrinthe führt nur der Glaube an Gott, der keine Worte findet, nicht das Philoſophieren über die Gottheit, nur das lebendige Gefühl für alles Liebe und Gute, das uns geblieben iſt, nicht die kalte Aufzählung unſerer Pflichten. Der Verſtand ſcheidet, das Gefühl vereint. Wo der Tod geſchieden hat, bedürfen wir nicht mehr der Trennung, ſondern der Verbindung.

O dieſe Menſchen mit ihren Troſtgründen, wenn ſie doch ſchwiegen! In ihrem Schweigen läge vielleicht Mitgefühl. In ihren Worten ruht ſelbſtgefällige Redeſucht. Statt Balſam auf die Wunde zu legen, ſondieren ſie ſchmerzenbereitend ihre Tiefe. Eine Träne wäre Balſam, aber ſie haben nur Worte. Es gehört ſo wenig Verſtand dazu, einzuſehen, daß Gottes Werke vollkommen ſind, daß was er getan, keinem Tadel unterliegt. Wer zweifelte hieran? Dennoch mag, wer feſt an dieſe Lehren glaubt, einen Verluſt recht ſchmerzlich empfinden! Dieſe Menſchen wählen ihre Zeit ſo ſchlecht in allem was ſie ſagen. Sie belehren Dich, wenn Du des Troſtes, und nicht des Unterrichtes bedarfſt. O welch matter Erſatz des Troſtes iſt dieſer! *Lehren kann jedermann, der etwas gelernt hat, tröſten nur, wer empfunden hat. Viele haben gelernt, aber wenige empfunden.* Sie lehren Dich, was Du ſchon lange weißt, woran Du gar nicht zweifelſt. Sie lehren Dich, wenn Dein Gemütsſtand es Dir unmöglich macht, zu lernen. O das iſt, als wenn Du dem Satten Speiſe, dem Erhitzten Kleidung aufdrängeſt. Sie ſollten von Dir nehmen einen Teil Deines Schmerzes, und ſie geben Dir. Sie ſollten aufrichten, und ſie drücken Dich nieder durch die Wucht ihrer Reden. Zu dem Glücklichen weiß jeder zu ſprechen, zu dem Unglücklichen nur wenige.

Es iſt leichter, einem geraden Baume eine Stütze zu geben, an der er ſich fort und fort erhebe, als einen vom Sturme niedergeworfenen wieder zu erheben. Der Schmerz iſt eine Schule des Lebens für uns und andere. Du lernſt Dich ſelbſt nicht kennen, biſt Du nicht durch dieſe Prüfung gegangen, und nicht andere, haſt Du ſie nicht darin geſehen.

Elftes Kapitel.

orſtehenden Brief erhielten wir im Cap, auf unſerer Reiſe von Oſtindien. Günſtige Winde brachten uns ſchnell an Deutſchlands Küſte. In Leftheim erwarteten wir Briefe von Mandaras, wir fanden keine. Auch in Lindenberg kein Lebenszeichen. Sollte er unſere Briefe nicht erhalten haben? Wir folgten der Reiſeroute, die uns ſein letzter Brief bezeichnet hatte, und kamen angſtbeklommen in Grüntal an. Vergeblich fragten wir in allen Gaſthöfen nach ihm. Niemand konnte oder wollte uns Beſcheid geben. Wir wandten uns an die Behörden. Da endlich erfuhren wir, ein Jüngling des Namens, den wir ſuchten, ſei hier geweſen. Wir wurden dringender, man wich uns aus. Wir nannten uns als ſeine nächſten Freunde. Man ſagte uns: es ſei zu ſpät. Er ſei nicht mehr. Wir fragten ſchmerzensvoll, wer ihn gepflegt habe? Er hatte keine Pflege; und nach

dem Ort, wo er geendet? Man führte uns in einen Kerker; und nach der Krankheit, welcher er erlegen? Man ſagte uns, er habe ſterben wollen, und wich aus und ſchien ſich zu bedenken. Allein wir mußten Wahrheit haben. Wir ſparten keine Mühe, wir wandten uns an Niedere und Hohe. Wir wollten wiſſen, was er denn verſchuldet und was zum Tode ihn geführt.

Da brachten wir allmählig nun zu Tag die ganze ſchreckensvolle Wahrheit. Sein Paß war nicht in Ordnung, drum ſperrten ſie ihn ein. Er ſtarb des Hungertodes, weil er nicht blut'ge Speiſen eſſen wollte. Sie hatten ſich überzeugen wollen, ob er ſeinen Worten treu bleiben würde. Er war geſtorben ohne Klage, ohne Seufzer, bevor ſie ſeinen Tod geahnt. Es war ein Scherz. Er koſtete dies Menſchenleben. An ſeinem Grabe wollten wir nun weinen. Kein Stein bezeichnete es uns. Es war vergeſſen worden in der Menge. So kehrten wir zum Kerker denn zurück. Dies war ſein weit'res Grab geweſen. Wir ſuchten an den Wänden, ob keine Inſchrift, kein Wort der Liebe an uns gerichtet, ſie bezeichne, vergeblich. Wir forſchten mehr und mehr. Nicht jeder, dachten wir, war würdig, ſeine Worte aufzufinden; und wer ſie finden wollte, der mußte keine Mühe ſcheuen. Am Ende fand ich eine Spalte, ſie ſchien verklebt zu ſein und doch

nicht ganz. Ich zog, ich forſchte weiter, fand Papier, es war beſchrieben von Mandaras' Hand.

Es waren ſeine letzten Worte.

Im Gefängniſſe zu Grüntal, den . . ten . . . 18 .

Dies war alſo das Ziel meiner Beſtrebungen? Um im Gefängniſſe zu ſterben, bevor ich nur angefangen zu wirken, verließ ich mein Heimatland, durchzog ich Länder und Meere? O du arme, unglückliche Welt. Als deinen ſchlimmſten Feind, deinen erbitterſten Gegner behandelſt du den, der es redlich mit dir meint. Im Keime erſtickſt du das Wort der Wahrheit, bevor deine Kinder herangereift. So lange ſie noch weich und bildſam ſind, werden ſie unzugänglich für alles höhere gemacht, wird jede Spur anſtrebenden höhern Geiſtes vertilgt. Frei wuchert, was auf irdiſche Zwecke ſich bezieht, dies geht von Munde zu Munde, von Land zu Land, und findet überall bereitwillige Zuhörer. Allein taub iſt das Ohr für alles, was über dieſe Erde ſich erhebt, nicht den hergebrachten Anſichten huldigt! Und wenn ſich ein Weſen findet, das ohne irdiſches Vaterland, nur ein himmliſches im Herzen trägt, nur von dieſem ſpricht, ſo wird ihm bald der Mund verſchloſſen. Die Kerkermauern

mag er belehren. Doch auch aus dieſen wird die Wahrheit Bahn ſich brechen. Irdiſche Waffen treffen nur den irdiſchen Leib. Die ewige Wahrheit kann der ſterbliche Menſch nicht bezwingen. Die Sonne leuchtet am Himmel. Der Menſch kann ſie nicht verdunkeln. Die Stunde meines Todes naht. Ich fühl's an meines Pulſes matten Schlägen. Ich habe Wort gehalten, Damajanti. Furchtlos betrat ich den Kampfplatz, doch mir war zu kämpfen nicht vergönnt. Statt eines Gegners fand ich nur Schranken, Ketten und Gefängnis. Ich fand keinen Widerſtand. O! hätt' ich den gefunden, ich hätte ihn beſiegt. Nein, ich fand viel ſchlimmeres als den, gar keine Gelegenheit zu kämpfen. Mein Tod iſt ein Bild des Lebens dieſer Menſchen. Sie töten mich nicht. Sie geben mir ſelbſt Speiſen, doch nur nicht ſolche, die ich genießen kann. So werden ſie einſt ſagen, ich habe mich ſelbſt getötet. Lebe wohl! meine Schweſter! Ich ſcheide gern von dieſer Welt. Vielleicht bewirkt mein Tod, was mein Leben nicht vermochte.

Wer wird dir meine Todesbotſchaft bringen? Du wirſt auf meinen Tod nur aus meinem Schweigen ſchließen. Vielleicht erfährſt Du kaum, wie ich geſtorben. Doch will ich dieſe Zeilen hier verbergen, wo nur der Freundin Hand ſie ſuchen wird. Viel-

leicht, daß du einſt meinen Kerker findeſt und dann auch dieſe Zeilen. Lebe wohl, lebe wohl o meine Damajanti! Halte feſt an den Idealen unſerer Seele! Ich wollte für ſie leben, und muß nun für ſie ſterben. Ich mußte leiden, da ich handeln wollte. Die Gegenwart iſt wider uns, doch uns gehört die Zukunft. Sie wird richten zwiſchen uns und unſern Gegnern.

Anhang.

Unter den hinterlaſſenen Papieren des Verſtorbenen fanden ſich auch die folgenden Aufſätze und Gedichte. Ob ſie von Mandaras ſelbſt herrühren, konnte ich nicht ermitteln. Mir hatte er ſie nie mitgeteilt. Jedenfalls ſcheinen aber dieſe Blätter ſeinen Anſichten und ſeinem Gemütszuſtande vollkommen zu entſprechen. Daher mögen ſie hier einen Platz finden.

Damajanti.

Skeptizismus.

Wohin wir blicken im irdiſchen Leben, da gewahren wir Unvollkommenheiten, natürlich, da der Menſch ſeinem Weſen nach unvollkommen iſt, müſſen alle ſeine Werke, ſeine Hoffnungen und ſeine Befürchtungen, ſeine Auffaſſung der Außenwelt wie die Gefühle und Gedanken ſeiner innern Welt an dieſer Unvollkommenheit Teil nehmen. Das tiefe Gefühl

der hieraus ſich entwickelnden Unbeſtimmtheit, Unſicherheit und Schwankung hat zu zwei Extremen geführt: zur Zweifelſucht und zum Widerwillen gegen den Zweifel. Die erſtere haben die Skeptiker ausgebeutet, den letztern die Gewaltigen der Erde, und in religiöſer Beziehung insbeſondere die Prieſter.

Die zehn Gründe der Skeptiker ſind bekannt. Durch ſie ſollte die Unmöglichkeit dargetan werden, in welcher der Menſch ſich befinde, die Wahrheit zu ermitteln. Allein dieſelben Schlußfolgen, womit jene Zweifler alle Wahrheit erſchüttern wollten, würden vor allen anderen auch ihre eigenen Behauptungen erſchüttern. Hätten die Skeptiker Recht, ſo würde aus ihren eigenen Gründen hervorgehen, daß wir von ihnen keine Wahrheit zu erwarten hätten. Allein ſie haben nicht Recht. Ihre Gründe ſind unhaltbar.

Allerdings gibt es überhaupt nichts vollkommenes in uns Menſchen, alſo auch kein vollkommenes Wiſſen, keine vollkommene Begründung irgend einer Wahrheit. Allein je tiefer wir den Grund einer Behauptung legen, je weiter wir zurückgehen, um ſie feſtzuſtellen, deſto mehr können wir hoffen, uns der vollkommenen Wahrheit zu nähern. Ebenſo richtig iſt es, daß wir nicht beſtimmen können, wie etwas an ſich, d. h. abgeſehen von ſeiner Beziehung zu uns beſchaffen iſt, gleichwie wir nichts darüber

aussagen können, wie ein in einem Spiegel dargestellter Gegenstand, abgesehen von seiner Beziehung zum Spiegel, beschaffen ist. Denn auf der einen Seite wird in beiden Fällen eine Beziehung als notwendig vorausgesetzt, auf der anderen wird sie dagegen wieder entfernt. Es liegt also ein Widerspruch zwischen jenen beiden Anforderungen an unsern Verstand. Gleichwie in dem einen der gesetzten Fälle der Spiegel das einzige Mittel ist, mit dessen Hülfe ich die Beschaffenheit des darin abgebildeten Gegenstandes zu erkennen vermag, so ist es in dem andern mein Ich. Entferne ich daher dort den Spiegel, hier das Ich, so bleibt mir nichts mehr übrig, was die Erkenntnis vermittelte, und unter dieser Voraussetzung ist allerdings keine Erkenntnis mehr möglich.

Allein aus alledem ergibt sich nur, daß es unsinnig ist, über einen Gegenstand an sich irgend eine Auskunft zu verlangen, auf der einen Seite einen Anspruch zu erheben (denjenigen auf Beantwortung der Frage: wie ist er beschaffen?) und auf der andern Seite das einzige Mittel, ihn zu erfüllen (Prüfung durch eigene Kräfte) auszuschließen (durch die Worte „an und für sich").

Wohl läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe Sache verschiedenen Personen verschieden erscheinen mag; allein nichtsdestoweniger läßt sich mit mehrerer

oder minderer Beſtimmtheit angeben, welche derſelben das richtigere Bild von ihr habe. Nicht Derjenige, welcher auf ſein Auge einen Druck ausübt und dadurch bewirkt, daß er alles doppelt ſieht; nicht Derjenige, welcher gerade jetzt die Gelbſucht hat, und daher alles gelb ſieht; nicht Derjenige, welcher betrunken iſt, und dem daher alles wankend erſcheint, ſondern Derjenige, welcher dem Auge ſeine natürliche Freiheit läßt, welcher geſund und nüchtern iſt, ſieht, bei ſonſtiger Gleichheit der Verhältniſſe, richtiger. Denn offenbar ſind jene Zuſtände gerade ſolche, welche dem richtigen Auffaſſen von Körpern durch den Spiegel des Auges feindlich entgegenſtehen. Gleichwie es nun einleuchtet, daß nicht Derjenige, welcher durch ein ſchlechtes, ſondern welcher durch ein gutes Glas ſieht, bei ſonſtiger Gleichheit der Verhältniſſe, das richtigere Bild von Dingen außer ihm erlangt, ſo leuchtet es auch ein, daß nicht der Gelbſüchtige, ſondern der Geſunde, bei ſonſtiger Gleichheit der Verhältniſſe, die Dinge außer ihm richtiger auffaßt.

Allein auch zwei Menſchen, welche dem äußern Anſcheine nach, geſund ſind und gute Augen haben, und deren Tätigkeit durch nichts gehemmt wird, werden denſelben Gegenſtand verſchieden auffaſſen, weil ſie verſchiedene Kräfte und Organe beſitzen, und verſchiedene Urſachen immer notwendig auch

verschiedene Folgen haben müssen. Ja, demselben Menschen wird derselbe Gegenstand zu verschiedenen Zeiten verschieden erscheinen, weil die Zeit immer mehr oder weniger auf seine Individualität wirkt, und die Verhältnisse sich unaufhörlich ändern, und daher sowohl die Auffassungsfähigkeit des Menschen als die Art und Weise, wie sich sein Gegenstand darstellt, einem immerwährenden Wechsel unterworfen sind.

Es mag daher im einzelnen Falle schwer auszumitteln sein, welchem der mehreren, verschieden auffassenden Menschen, oder welcher der verschiedenen Beobachtungen derselben Menschen der Vorzug zu schenken sei; nichtsdestoweniger läßt sich diese Frage beantworten; nämlich: „Derjenige, dessen (in Rede stehende) Kraft einesteils überhaupt am besten beschaffen ist, anderenteils im besonderen Falle durch äußere Verhältnisse in ihrer Tätigkeit am meisten begünstigt war, wird den Gegenstand, auf welchen sie sich gerichtet hat, am treffendsten erfaßt haben." In Beziehung auf welchen Menschen diese Merkmale richtiger Auffassung im höchsten Maße sich vereinigen, das kann freilich nur durch eine Untersuchung der besonderen Verhältnisse des einzelnen Falles ermittelt werden.

In demselben Maße als die geistige Beschaffenheit eines Menschen und das Organ seiner Tätig-

keit verschieden ist von demjenigen anderer, werden auch die Beobachtungen, welche er anstellt, und daher z. B. namentlich auch die vermittelst des Auges angestellten, verschieden sein. Allein es läßt sich ja, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, ausmitteln, in welchem Maße die geistige Beschaffenheit und das Organ des Einen, von denjenigen des Andern verschieden sind, und welcher von beiden daher mehr Ansprüche machen kann, richtig beobachtet zu haben; woraus denn, wenigstens annäherungsweise, doch immer ermittelt werden mag, wie der Gegenstand der Beobachtung beschaffen sein muß; nämlich der Wahrnehmung des bessern Beobachters am ähnlichsten.

Was von einer Kraft gilt, dieses gilt hier gleichmäßig von allen. Allein auch das Wechselverhältnis der verschiedenen Kräfte im Menschen ist von Bedeutung. Zwar erscheint bisweilen der einen Kraft, z. B. der Sehkraft, (oder um mit der Mehrheit zu sprechen, dem Gesichte) angenehm, was der anderen, z. B. der Riechkraft (oder dem Geruche) unangenehm sich darstellt. Allein hierin liegt durchaus nichts widersprechendes. Je nachdem ein Gegenstand mit verschiedenen Maßen gemessen wird, gelangt man natürlich zu verschiedenen Resultaten. Mißt du etwas mit dem Gewichte, so kann es sich dem andern überlegen darstellen, wählst du das Maß räumlicher Ausdehnung, so kann es hinter

demſelben zurückbleiben; z. B. ein Stück Eiſen kann ſchwerer ſein, als ein Stück Holz, und dennoch geringere räumliche Ausdehnung beſitzen. Ein Gegenſtand kann ja verſchiedene Eigenſchaften haben: Schwere, räumliche Ausdehnung, Färbung, Geruch, Geſchmack u. ſ. w.; nach deren Verſchiedenheit verſchiedene Organe zur Ausmittelung der Wahrheit angewandt werden; daraus ergibt ſich aber keineswegs, daß eine der ermittelten Eigenſchaften mit der anderen, oder ein vermittelſt des einen Sinnes erlangtes Reſultat mit dem durch den andern gewonnenen in Widerſpruch ſtehen müſſe.

Die Zweifelsgründe der Skeptiker dürfen uns alſo den Glauben an die Wahrheit und die Hoffnung, ihr bei redlichem Beſtreben näher zu treten, nicht erſchüttern. Es gibt Wahrheit, und ſie iſt dem Menſchen zugänglich.

Positivität.

Die unglückliche Folge der Zweifelhaftigkeit: der Streit in allen seinen Richtungen hat frühe schon positive Bestimmungen hervorgerufen, welche durch Feststellung des Zweifelhaften die Gemüter beruhigen und so die Streitigkeiten im Keime entfernen sollten. Allein wie der Zweifel, so war auch die positive Bestimmung eine Folge menschlicher Unvollkommenheit, und daher trug es sich nicht selten zu, daß durch die positive Bestimmung die Unwahrheit zur Wahrheit erhoben wurde. Die menschlichen Leidenschaften bewegten auch die Herzen derer, welche die positiven Bestimmungen erließen, und so wurden diese für sie die Mittel zu deren Befriedigung. Auch dieses wurde frühzeitig erkannt, und die Gesetze wurden als der Ausfluß menschlicher Unvollkommenheit angegriffen. Um derartigen Angriffen zu entgehen, boten die weltlichen Gesetzgeber die weltliche, die religiösen Gesetzgeber die religiöse Macht, die sie besaßen, auf. Hochverrat wurde es, das weltliche Grundgesetz, Gotteslästerung, das religiöse anzugreifen. Christus wurde an's Kreuz geschlagen,

weil er den Satzungen der Schriftgelehrten und Phariſäer entgegentrat. Dieſer Mord, welcher nicht dem Körper, der ihn erlitt, ſondern der Wahrheit galt, welche der ihn beſeelende Geiſt verbreitete, muß uns aufmerkſam machen, nicht all zu tief uns vor der poſitiven Beſtimmung zu beugen, nicht unumwunden ſie als Wahrheit anzuerkennen. Auch in unſern Tagen iſt die Zahl der Schriftgelehrten und Phariſäer nicht klein, und wie dieſe zu Chriſti Zeiten ihre Satzungen über diejenigen Moſis, ſo erheben diejenigen unſerer Tage ihre Katechismen, Glaubensformeln und Ceremonien über die reine Lehre Chriſti. Sokrates und ſeine Schüler glaubten an einen einzigen Gott, obgleich ſie, der herrſchenden Redeweiſe zufolge, von mehreren Göttern ſprachen. Jetzt findet ſich oft der umgekehrte Fall: die Menſchen glauben an mehrere Götter höhern und niedern Ranges, guter und böſer Natur, obgleich ſie, der herrſchenden Redeweiſe zufolge, ſagen, ſie glaubten nur einen Gott. So bindet die poſitive Beſtimmung die Zunge mehr als den freien Geiſt. Allein dieſer leidet doch unter dem Drucke, der auf dem Worte laſtet. Denn klein iſt die Zahl derer, welche eigene Bahnen brechen, groß die Zahl derer, welche die ihnen eingeprägte poſitive Beſtimmung gedankenlos annehmen und ſie für göttlich halten, da ſie doch menſchlich iſt. Nicht die

Lehre Christi sollte und konnte durch Dragonaden, Bartholomäus-Nächte, Inquisitionen, durch Schmähschriften und politische Unterdrückung aufrecht erhalten werden, sondern die menschliche Satzung, das Mittel zur Befriedigung irdischer Leidenschaften. Ein Glück für das Menschengeschlecht war es, daß geistliche und weltliche Gewalt wenigstens in den meisten christlichen Staaten getrennt und im Kampfe waren. Wären sie vereinigt gewesen, wie in der muhamedanischen und jetzt in der russischen Kirche, so wäre die Christenheit in Finsternis und Aberglauben und dumpfer Knechtschaft untergegangen. Allein dieser Zwiespalt deckte die Anmaßungen beider Gewalten auf und bereitete denselben Widerstand.

Die Positivität führt daher nicht minder zum Übel, als die Zweifelsucht. Jene vereinigt, diese trennt. Ohne Vereinigung ist kein Zusammenleben, ohne Trennung keine Individualität denkbar. Meiden wir daher von beiden die Extreme und suchen wir zwischen beiden die Mitte zu halten.

Konsequenz.

Es ist in der Tat traurig zu sehen, wie die Menschen mit der Moral und allem, was hoch und erhaben ist, ihr Spiel treiben. Im geselligen Leben ist nichts leichter, als eine ganze Masse von Menschen zur theoretischen Anerkennung hoher Wahrheiten und glänzender Grundsätze zu bringen. Allein kommt man mit der Nutzanwendung und sagt: infolge jener Wahrheiten müßt ihr so und so handeln, dann schnappen sie auf der Stelle um und fangen an zu leugnen, was sie vorher ohne besondere Beziehung auf sich selbst und ihre Handlungsweise unbedenklich eingeräumt hatten. Sie erkennen die Grundsätze nur insoweit an, als sie sich ihnen nicht hemmend in den Weg stellen. Auf der anderen Seite sagen die Menschen oft: der Mann ist achtungswert, wenn er nur seinen Grundsätzen folgt. Sind aber seine Grundsätze schlecht, so muß auch die durch dieselben begründete Handlungsweise schlecht sein. Derjenige kann doch wohl nicht achtungswert genannt werden, welcher eine schlechte Handlungsweise besitzt, und zwar, nicht etwa aus Über-

eilung, ſondern recht eigentlich vorſätzlich ſchlecht handelt. Der Menſch ſoll ſtreben, ſich eine richtige und gute Überzeugung zu verſchaffen; hat er dagegen ſtatt einer ſolchen eine unrichtige und ſchlechte, ſo iſt er ſchon deswegen nicht zu loben, verdient aber um ſo weniger Lob, jemehr er ſeine unrichtigen und ſchlechten Grundſätze in's Leben überführt, gleichwie derjenige Dieb tadelnswürdiger iſt, welcher oft und viel, in Gemäßheit ſeiner diebiſchen Neigungen, ſtiehlt, als derjenige, welcher es nur ſelten und zu geringem Belaufe tut.

Nur im Guten ſoll der Menſch konſequent, d. h. beharrlich ſein, das Böſe ſobald als möglich wieder verlaſſen, wenn er ſich ihm genähert hat. Sehr verkehrt iſt es daher, ohne Unterſchied gut zu heißen, daß ein Menſch den einmal betretenen Weg mit Kraft verfolge. Die Kraft kann zum Böſen wie zum Guten angewandt werden. Nur im letzten Falle kann deren Anwendung auf Lob Anſpruch machen. Verſtocktheit iſt es, auf dem Wege zum Böſen zu beharren. Je inkonſequenter ein Menſch auf demſelben iſt, deſto mehr Spuren einer nicht ganz erdrückten beſſeren Natur verrät er noch; je konſequenter er iſt, deſto deutlicher zeigt er, daß ſolche Spuren nur ſchwach ſind.

Einfachheit.

Einfachheit ist die Mutter jeder Tugend, jeder Größe, jedes Glücks. Ist das Ziel, daß der Mensch verfolgt, nicht einfach, so zersplittern sich seine Kräfte, so irrt der Blick unstät von einem Orte zum andern, so denkt er, jede Schwierigkeit nur dadurch zu beseitigen, daß er sie umgeht, ohne gewahr zu werden, daß er sich auf diese Weise notwendig von seinem Ziele entfernen muß. Ist aber das Ziel einfach, nach welchem wir streben, so findet wenigstens in der Hauptsache, in der Richtung unsers Laufs kein Schwanken statt. Wer einen ganzen Wald zum Ziele seines Wegs erkohren, kann nicht so bestimmt die Richtung halten, als wer nur einen einzigen Baum vor Augen hat.

Als einfaches Ziel erscheint dem Menschen die geistige Vervollkommnung. Zu diesem einen Ziele führt nur eine Straße: es ist die gerade. In der Körperwelt gibt es allerdings Berge und Sümpfe, welche zu umgehen oft rätlich sein mag, in der Geisterwelt gibt es keine solchen. Alle die Güter dieser Erde, insofern sie nicht, dem bezeichneten

Zwecke zufolge, als notwendig erſcheinen, dürfen daher nicht ein Ziel unſers Streben ſein, weil ſie uns von dem einen wahren Ziele ablenken, das wir verfolgen ſollen; inſofern ſie aber zu jenem Zwecke notwendig ſind, liegen ſie auf unſerer Straße. *Doch das Streben iſt eine Folge des Wünſchens.* So lange wir noch ärmliches wünſchen, werden wir auch nach ärmlichem ſtreben. Drum ſei vor allem unſer Bemühen darauf gerichtet, *unſer Herz von niedrigen Wünſchen zu befreien.* Der Menſch, deſſen Seele noch an dem Tand des Erdenlebens hängt, wird ſich vergebens bemühen, vorwärts zu dringen. Wenn er auch hundertmal verſichert, er ſtrebe mit regem Eifer nach Vervollkommnung, es iſt nicht wahr: er verfolgt dieſes Ziel nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen.

Nur wo die Einfachheit waltet, wohnt Ruhe und Sicherheit; wo ſie fehlt, Verwirrung und Unordnung im Denken und Fühlen, im Fürchten und Hoffen, in Rede und Handlung. Vermöchteſt du einen Blick zu werfen in die Seelen jener Menſchen, welche, ohne ein beſtimmtes Ziel zu verfolgen, ohne auf gerader Straße zu wandeln, umherirren, du würdeſt von innigem Mitgefühl bewegt werden. Heute erſcheint ihnen dieſes als höchſtes Ziel des Strebens, morgen jenes. Erreichen ſie das Ziel ihrer Wünſche, ſo werden ſie des Erreichten ſchnell

überdrüssig und setzen es beiseite, erreichen sie es nicht, so sind sie trostlos. Heute haben sie ein Ziel und morgen keines. Fehlt ihnen ein solches, so erfüllt eine Leere ihr ganzes Wesen, welche drückender ist, selbst als das Gefühl getäuschter Hoffnung. Schwebt ihnen eins vor Augen, so verfolgen sie es, wie Trunkene: laufen anfangs so schnell sie können, fallen aber, ist das Ziel nicht all zu nahe, ermattet nieder, ehe sie es erreichen.

Der einfache Mensch dagegen geht ruhig und sicher, das Auge nach dem einen, unwandelbaren Ziele gerichtet, vorwärts, fühlt zwar alle die Hemmungen, die sich ihm entgegenstellen, erkennt aber in ihnen nur die Mittel, seine Kraft und seinen Mut zu stählen, betrachtet keine als unüberwindlich, besiegt eine nach der anderen, sieht wie er sich seinem Ziele nähert, freut sich seiner Fortschritte und schöpft auch aus diesen neuen Mut und neue Kraft.

verläßt ihn nicht. Bilder der Gemeinheit treten höhnend und herausfordernd vor den Ermüdeten und laſſen nicht ab, ihn zu quälen. Das ſind die Folgen der Reinheit und der Gemeinheit. Nicht außer dem Buſen des Menſchen brauchen wir den Lohn der einen und die Strafe der anderen zu ſuchen. In dem Innern des Menſchen wohnt ſein Himmel wie ſeine Hölle.

Das Verhältnis der Menschen zur Tierwelt.

Diejenigen, welche behaupten, die Tiere seien zum Vorteile der Menschen geschaffen, diesen zu dienen sei der ausschließliche Zweck ihres Daseins, verwickeln sich in unauflösliche Widersprüche. Denn das Ungeziefer, das den Menschen plagt, die vielen Tiere, die seinen Saaten Abbruch tun, die seinem Leben und seiner Gesundheit Gefahr drohen, können doch mit denjenigen Tieren nicht auf gleiche Stufe gestellt werden, welche sein Haus bewachen, ihn ziehen und tragen, und ihm auf andere Weise förderlich sind. Augenscheinlich haben jene Tiere in Beziehung auf den Menschen eine Wirksamkeit, welche derjenigen dieser Tiere widerspricht. Nimmt man also an, daß der Zweck des Daseins der Tiere in notwendiger Beziehung zum Menschen stehe, so muß man ferner annehmen, daß die göttliche Welteinrichtung mit sich selbst im Kampfe liege.

Nur der Egoismus der Menschen könnte zu einer solchen Ansicht führen. Wollten sie diesen entfernen, so würden sie sich nicht so sehr sträuben

anzuerkennen, daß das Tier, obgleich auf einer weit niederen Stufe als der Menſch ſtehend, doch gleich dieſem ſeinen eignen Lebenszweck verfolgt. Denn was lebt, muß einen Zweck haben, weil nur ein ſolcher das Leben im Gange erhalten kann, gleichwie die Uhr eine Feder, oder Gewichte, oder ſonſtige Treiber der Bewegung haben muß. Ob ſich das Tier dieſes Zwecks bewußt iſt, oder nicht, darauf kommt in betreff der Frage: welches der Zweck ſeines Daſeins ſei? gar nichts an; ebenſowenig als bei den Menſchen. Wie viele Menſchen ſind ſich denn wohl ihres Lebenszwecks bewußt? Gleichwie aber das Leben des Tiers in unmittelbarer Beziehung zum Tiere ſteht, ſo muß auch der Zweck des Tierlebens in unmittelbarer Beziehung zum Tierleben ſtehen, alſo nicht in unmittelbarer Beziehung zum Menſchen. Deſſen Vorteil oder Nachteil kann daher nicht den eigentlichen Zweck des Daſeins der Tiere bilden. Alle Anſprüche und Handlungen, welche daher der Menſch auf jenen angeblichen Zweck des Daſeins der Tiere gründen will, verdienen umſomehr zurückgewieſen zu werden, je weniger die Tiere imſtande ſind, ſich gegen die Uebermacht des Menſchen zu verteidigen. Allerdings pflegt im Leben nur die Rechtsſphäre desjenigen geachtet zu werden, welcher imſtande iſt, ſie mit Schwert oder Fauſt, mit Gewalt oder

Liſt zu ſchützen. Gerade je höher der Menſch über dem Tiere ſteht, deſto mehr ſollte er es ſich aber zur Pflicht machen, ſeinen höhern Geiſt dadurch zu betätigen, daß er das arme, ſchwache Tier ſtatt zu unterdrücken, ſchonte und ſchützte. Allein dieſelben aus Niedrigkeit und Gemeinheit hervorgehenden Gründe, welche bewirken, daß der ſtärkere Menſch den ſchwächern Menſchen drückt und peinigt, bewirken auch, daß der ſtärkere Menſch das ſchwächere Tier drückt und peinigt, ja ſelbſt ermordet, blos um ſchnöden Gewinnes willen. Glaubſt du, Tiere würgender Menſch, denn nicht, daß es Weſen gibt, welche höher über dir ſtehen, als du über den Tieren ſteheſt? Würdeſt du aber ſolchen Weſen das Recht einräumen, dich zu ihrer Nahrung zu ſchlachten? Gewiß nicht! und warum nicht? weil du auch von ſolchen Weſen Mitgefühl für deine Schmerzen und Achtung vor deiner Rechtsſphäre verlangſt; und du verſagſt beides dem Tiere?

Liebesfrage.

Waldesrauſchen
Laß' mich lauſchen,
Flüſtre, flüſtre mir in's Ohr;
Alte Eiche,
Blätterreiche
Mit dem kleinen Sängerchor,
Neige, neige
Deine Zweige,
Flüſtre Antwort mir in's Ohr:
O ſag mir, denn ich weiß es nicht,
Ob Liebe hält was ſie verſpricht.

Grüner Eppich,
Du mein Teppich,
Schwellend Moos, mein weicher Pfühl;
Wilde Roſe,
Anſpruchloſe
Ohne Waffen an dem Stiel;

Silberhelle,
Kühle Quelle
Sprich, du ſprichſt ja ſonſt ſo viel —
Ihr alle ſagt mir: wißt ihr nicht,
Ob Liebe hält, was ſie verſpricht?

Winde brauſen,
Stürme ſauſen,
Vöglein zieht in fernes Land;
Quellen ſtocken,
Bleich und trocken
Stirbt die Roſ' im Sonnenbrand.
Und ſo weichet,
So erbleichet
Auch der Liebe ſüßes Band.
O ſtill, ihr ſollt mir meinen Glauben,
Ihr ſollt und dürft ihn mir nicht rauben.

Goldne Sterne,
Hoch und ferne!
Blumen, die ihr nie verblüht!
Zu euch flüchtet,
An euch richtet
Eine Frage das Gemüt.
Wohnt doch Wahrheit,

Ew'ge Klarheit
Wo ihr eure Bahnen zieht.
So ſtrahlet eure Antwort mir zurück:
Stirbt alles? Auch der Liebe Glück?

Was verderblich,
Nur iſt ſterblich,
Dauernd was des Dauerns wert;
Darum weine
Über keine
Blumen, die der Sturm zerſtört.
Aber nähre,
Pflege, mehre
Was dir Ewiges gehört.
Und ewig, ob nichts andres bliebe,
Iſt göttliche, iſt reine Liebe.

Macht der Liebe.

Durch Liebe wird nur Gott verehret,
Durch ſie nur ſtrahlt die dunkle Nacht,
Wird ſelbſt der Himmel aufgeklaret,
Glänzt Berg und Flur in hehrer Pracht.

Aus ihren Blicken ſtrömet Leben,
Ihr Wort iſt ew'ger Sphärenklang,
Mit ihr erwacht ein neues Streben
Und Hoffnung, Tatkraft und Geſang.

O welch entzückendes Empfinden,
Wenn voll erhabner Seligkeit
Zwei Herzen innig ſich verbinden,
Von allem Selbſtiſchen befreit.

Wenn, wie magnetiſch angezogen,
Ein Auge auf dem andern ruht,
Und auf der Liebe ſchwanken Wogen
Sich ſchaukeln Schüchternheit und Mut.

Auf zu dem Himmel kühn ſich ſchwinget
Gefühl der Seelen-Harmonie;
Die Liebe, die nicht aufwärts dringet,
Iſt irdiſch, ſie beſeligt nie.

Der Schmerz als Gefährte.

Treuer Gefährte, bitterer Schmerz,
Starr iſt dein Auge, dein Antlitz von Erz;
Schon an der Wiege des Kindes als Wächter
Standeſt du mir mit dem leiſen Gelächter,
Wardſt der Geſpiele des mutigen Jungen,
Welcher dich kämpfend hat häufig bezwungen,
Bis an die Grenze der männlichen Jahre
Du mich geleitet haſt an eine Bahre.
Treuer Gefährte, bitterer Schmerz!
Damals erſt ſah ich dein Antlitz von Erz.

Treuer Gefährte, bitterer Schmerz!
Damals erſt drangſt du mir tief in das Herz.
Mochteſt du früher mich oft auch verwunden,
Bald war mein Frohſinn ſchon wieder gefunden.
War mir die Zukunft, die weite, nicht offen?
Konnte ja wünſchen und ſtreben und hoffen!
Doch, um die Welt mir, die ganze, zu trüben,
Lehrteſt du einmal mich, einmal nur, lieben;

Treuer Gefährte, bitterer Schmerz,
Lehrteſt mich lieben und brachſt mir das Herz.

Treuer Gefährte, bitterer Schmerz,
Du läßt mich nie, nicht im Ernſt, nicht im Scherz,
Seit in die Bruſt du mir ein biſt gezogen,
Iſt alle Hoffnung entſchwunden, entflogen;
Aber noch iſt ungebeuget mein Willen,
Kann er die Sehnſucht, die warme, nicht ſtillen,
Kann er die blutende Wunde nicht heilen,
Noch ruht mein Geiſt doch auf mächtigen Säulen.
Treuer Gefährte, bitterer Schmerz,
Neben dir wohnet doch auch noch der Scherz.

Die Tränen.

Warum fließet ihr nicht, Tränen?
Glücklich der, der weinen kann!
Seines Herzens ſtilles Sehnen
Lindert, ſänftiget ſich dann.
Meinem Auge, ſtarr und trocken,
Kann der Schmerz, ob alt, ob neu,
Tränen nimmermehr entlocken,
Darum bleibt er ſtets mir treu.

Früher hab' ich auch geweinet,
Eh' der Schmerz ſich mir verband,
Als zu leiden ich gemeinet
An der Freude ſanfter Hand,
Mit den Tränen ſchwand der Kummer,
Fortgeſchwemmt durch ihren Quell,
Und nach einem kurzen Schlummer
War das Auge wieder hell.

Doch der Denkſtein meiner Lieben,
Nur ein Waldſtrom höbe ihn,

Rollte plötzlich, ſturmgetrieben,
Vor die Tränenquelle hin;
Und ſie kann ihn nimmer heben,
Flöſſe ſie auch noch ſo reich;
So verſiegte ſie für's Leben,
Und der Schmerz ward ſtill und bleich.

Darum fließen keine Tränen
Von der Wange mir herab,
Meines Herzens ſtilles Sehnen,
Es wird dauern bis zum Grab,
Lächeln kann ich, doch nicht weinen,
Niemand kennet mein Gefühl,
Was ich bin, kann ich nicht ſcheinen
In dem bunten Weltgewühl.

Meine Tränen, es ſind Lieder,
Und mein Seufzen iſt Geſang,
Nur das Echo gibt mir wieder
Einen gleich geſtimmten Klang;
Ich muß dulden, ich muß ſchweigen,
Berg und Tal nur hört mich an,
Sollt' ich einem Andern zeigen,
Was er nicht verſtehen kann?

Einsamkeit.

Roſen und Tulpen und würzige Nelken,
Mannigfach bunt,
Knospen erſchließen ſich, blühen und welken
Auf niederm Grund.
Aber ſich grad in die Lüfte zu heben
Mächtig und kühn,
Treibt die Cypreſſe zu höherm Streben
Ihr dunkles Grün.

So auch der Menſch mit dem einſamen Herzen
Von Gram durchwühlt,
Das im Getreibe der Welt ſeine Schmerzen
Nimmer gekühlt.
Nur auf der Einſamkeit lichteren Höhen
Findet es Ruh;
Reinere Lüfte des Himmels ſie wehen
Frieden ihm zu.

Trauer.

Stunden eilen, Monde ſchwinden,
Und es folget Jahr dem Jahr,
Aber meiner Bruſt Empfinden
Bleibt dasſelbe immerdar.
Glücklich wurden, die ſich ſehnten,
Freudig haben ſich erhellt
Alle Augen, welche tränten,
Mir nur lächelt nicht die Welt.

Aus dem kalten, ſtarren Winter
Hebt der Frühling ſich empor,
Aus den Zimmern hüpfen Kinder
Jubelnd vor das offne Tor,
Aus den Blüten reifen Saaten,
Die da pflanzten, ſammeln ein,
Zu dem Erntefeſte laden
Sie der Schnitter bunte Reih'n.

Aber ich nur aus der Ferne
Sehe dieſer Erde Glück,
Meines Schickſals ernſte Sterne
Halten mich davon zurück.
Niemand ladet mich zur Feier,
Ach! ich hab' kein Feſtgewand,
Durch der Trauer dichten Schleier
Längſt ich Freude nicht mehr fand.

Meine Saaten — wenn ſie reifen,
. . . Hier auf Erden nimmermehr!
Meine Blicke irren, ſchweifen
Unſtät, bange hin und her.
Aber was ſie ſuchen, finden
Sie hier nicht. Die Seele glüht,
Niemand kann ſie es verkünden,
Welcher Funken in ihr ſprüht.

Niemand ahnet dieſes Sehnen,
Niemand teilet mein Gefühl,
Kalt und fühllos ſie mich wähnen,
Weil ſie kennen nicht mein Ziel,
Weil mit ihnen ich nicht ſtrebe
Nach der Erde niederm Tand,
Ich verlaſſen, einſam lebe
Bis an meines Grabes Rand.

Wenn nur dann die Saaten keimen,
Welche hier ich ausgeſtreut!
Wird nur einſt in jenen Räumen,
Wo Gerechtigkeit gebeut,
Mir ein „Wohl Dir“ zugerufen,
Jauchz' auch ich dem Schöpfer zu
Und an ſeines Trones Stufen
Legt mein Sehnen ſich zur Ruh'.

Fassung.

Hab' ich ſchwerer auch gelitten
Als der Griffel zeichnen kann,
Mit der Welt und mir geſtritten,
Dulden will ich als ein Mann.

Iſt mein Buſen auch durchſtochen,
Blieb der Pfeil darin zurück —
Iſt mein Herz doch nicht gebrochen,
Und erloſchen nicht mein Blick.

Kühlt kein Balſam meine Wunde,
Lindert niemand meinen Schmerz, —
Gehe doch aus meinem Munde
Keine Klage. Still mein Herz!

Steh' ich einſam hier auf Erden,
Einſam wie kein Menſch es iſt,
Werd' ich auch nicht glücklich werden, —
Wenn du frei und ſtark nur biſt.

Durch des Schmerzes läuternd Feuer
Trete durch mit ſicherm Schritt
Bei den Tönen deiner Leier!
Feſt iſt jener nur, der litt.

Abgeschlossenheit.

Bei des Volkes heiterm Drängen,
Wenn der Jahrmarkt jubelnd lärmt,
Wenn sich alle Stände mengen,
Vater mit dem Kinde schwärmt,
Tänzer auf dem Seile dorten,
Schmucke Reiter, Springer hier
Laden zu der Freude Pforten, —
Sind sie doch verschlossen mir.

Reizlos sind mir jene Hallen,
Die der Freude sind geweiht;
Wenn des Festes Töne schallen,
Tönt in mir der Widerstreit.
Ich auch sehne mich, — vergebens!
Freude wird mir nicht beschert,
Denn mir scheinet nichts des Strebens,
Nichts des Mühens irgend wert.

Aller Menſchen Denken, Fühlen
Findet ſanften Widerklang,
Jeder Schmerz er wird ſich kühlen,
Bei der Liebe Wiegenſang.
Doch, was meine Bruſt beweget,
Keines Freundes Seele teilt,
Meinen tiefen Wunden leget,
Niemand Balſam auf, der heilt.

Anders freilich war's vor Zeiten,
Ich auch fühlte Freud und Luſt,
Sah die Tage ſpielend gleiten,
Keiner Sorge mir bewußt.
Dieſe Tage ſind entſchwunden,
Meine Freuden ſind dahin,
Meine ſtillbewegten Stunden
Ernſt an mir vorüber ziehn.

Das Auge.

Ein Auge ſchaut vom Himmelszelt
Gar mild auf mich herab,
Erheitert mir die weite Welt,
Die Wiege und das Grab,
Zwar nicht mit Frühlings Sonnenſchein,
Mit ſommerlicher Glut,
Doch dringt es mir in's Herz hinein,
Auf dem es liebend ruht.

An dieſem Auge hängt mein Blick
Wohl manche Stunde lang,
Bis mir von dem entſchwundnen Glück
Entſtrömet ein Geſang,
Ein ſchlichter Sang, allein gefühlt,
Nun meine einz'ge Luſt,
Der meine heiße Sehnſucht kühlt,
Erleichtert meine Bruſt.

Und ſingend von dem ſchönen Land,
Wo ew'ger Frühling lacht,
Von alledem, was mir entſchwand,
Erhellt ſich meine Nacht.
Ich ſinge von dem ſchönen Tag,
Der ward ſo früh geſtört,
Doch einen dumpfen, ſchweren Schlag
Mein innres Ohr ſtets hört.

Verlornes Glück.

Ich weiß es wohl, du biſt für mich geſtorben
Und dich zu wecken, will mir nicht gelingen.
Ach, daß mein Lied ein Wunder mir beſcherte,
Ich wollte alle meine Klagen ſingen,
Bis mein Geſang dich wieder mir erworben!
Und wenn der Kummer, der am Herzen zehrte,
Die Stimme mir verwehrte,
Bät' ich die Nachtigall, mich zu vertreten,
Denn ſchöner ſingt als ich, ſie von den Schmerzen
Der Lieb' und Sehnſucht im verarmten Herzen
Und in die Seele dringt ihr ſüßes Flöten.
Doch ſtill! die Tote reget ſich nicht wieder,
Verſtummet denn — ihr meine armen Lieder!

Erhebung.

Ihr habt in meiner kranken Bruſt geſchlafen,
Ihr lieben Töne, weil ein ſtiller Kummer
Wie eine Wunde, ſtill nur konnte heilen.
Erwachet nun aus euerm langen Schlummer,
Erwacht, weil euch des Himmels Strahlen trafen.
Warum auch in der Bruſt noch ſchüchtern weilen?

Warum nicht freudig eilen,
Im Jubel den zu preiſen und zu loben,
Der, Seele, dich in deinen ſchwächſten Tagen
Mit ſtarker Hand geführt, geſtützt, getragen,
Der manchen Engel dir geſandt von oben?
Bis du die Kraft gewannſt nach ſtetem Ringen,
Dir ſelbſt dein Auferſtehungslied zu ſingen.

Friede.

Ich lieg', ein Kind, zu meines Vaters Füßen,
Wo Erdenwünſche, Erdenträume ſchweigen.
Hier laßt mich ruh'n in wunderbarer Stille!
Nicht weiter will ich ſchau'n, nicht höher ſteigen,
Nur ſeines Trones Stufen will ich küſſen.
Sein Wille und kein andrer ſei mein Wille,
Den ich mit Luſt erfülle.
In ihm nur will ich denken, fühlen, handeln,
In dem Lebendigen, der die Geneſung
Für Krankheit hat, für Tod und für Verweſung.
Nur der mich ſchuf, vermag mich umzuwandeln.
Nur ſeinem zweiten großen Schöpfungsworte
Erſchließt ſich des verlornen Edens Pforte.

Der Blick zum Himmel.

Ich ſtand geſenkten Blicks an einem Grabe,
Das des Gefühles ganze Welt umſchloß,
Das Haupt geſtützt von meinem Wanderſtabe.
Dem ſtarren Aug' der Tränenſtrom nicht floß;
Es trieben mich des Herzens wilde Gluten,
Ich trug darin ein brennendes Geſchoß.
Ich zog davon; doch nimmer, nimmer ruhten
Die Stürme, die mir wogten in der Bruſt,
Das Herz, es wollte ſich ſchier gar verbluten.
In ſeinem Schmerz zu wühlen ward mir Luſt.
Ich zog davon, wo keine Menſchen wallten,
Und meiner ſelbſt nur ward ich mir bewußt.
Wo nur die eignen Töne wiederhallten,
Wo keine Menſchenbruſt, als meine, ſchlug,
Da blickt' ich gern in meines Herzens Falten.
Mir ſelber war ich, wollt' ich ſein genug.
Durch Wüſten, deren ſand'ger Staub mich brannte,
Auf eiſ'ge Höh'n mein flücht'ger Fuß mich trug,
Den Frieden und die Ruh ich nicht mehr kannte;
Ich murrte nicht, mein Schmerz war viel zu tief,
Und keinen Wunſch ich mehr den meinen nannte.
Die Sehnſucht feſt in meinem Buſen ſchlief,

Und immer ferner ward mir, was da lebte,
Und immer leiſer die Natur mir rief.
Mein Gram mir nur vor meinen Augen ſchwebte,
An mich nur dacht' ich und vergaß die Welt,
Nach nichts, was groß und edel war, ich ſtrebte.—
Doch einmal blickt' ich auf zum Himmelszelt,
Und ich erwachte aus dem ſchweren [Traume.
Von neuen Kräften ward die Bruſt geſchwellt,
Es drängte mich zurück zum Lebensbaume,
Ich fühlte, daß der Hölle ganze Qual
Nur wohne in dem inhaltsleeren Raume,
In der Vereinzlung kaltem, trübem Tal,
Wo an des eignen Auges ſchwarzem Spiegel
Sich bricht des Lichtes und der Wärme Strahl.
Es löſten ſich des Schmerzes Trauerſiegel
Und Lieder goß ich, ſtatt der Tränen, aus,
Es hoben ſich des Geiſtes ſchlaffe Flügel,
Ich fühlte wieder mich im Vaterhaus.

Die Hoffnung.

In meines Lenzes frischen Blütentagen
Erschienst du mir, der Hoffnung frohes Bild,
Auf Flügeln der Begeisterung getragen,
Von Glanz umstrahlet, hehr und mild.
Du schloßst mir auf geheimnisvolle Räume,
Dein Antlitz stand auf ihrem Wappenschild,
Du lenktest mich in's weite Land der Träume,
Von Berg zu Tal, durch Wiese und durch Flur,
Bis an der Erde nie betretne Säume.
Und dort entschwebtest du, und ließ'st mir nur
Die Brust voll wogender Erinnerungen;
Doch auf zum Himmel führte deine Spur.
Ihr folgend hab' ich mich hinan geschwungen;
Ich suchte nicht den Himmel, suchte dich.
Auf fels'ger, steiler Bahn durch Dämmerungen,
Allein, doch unverdrossen folgte ich —
Bis ich die Spur verlor und um mich schaute.
Auf einem hohen Berg gewahrt' ich mich,
Demselben, wo zuerst das Schloß ich baute,
Indem du thronteſt, meine Königin.

Noch war es trübe, doch die Dämmrung graute.
Und als es hell, und als es wurde Tag,
Sah ich mein Schloß vor mir, den Thron darin,
Darauf das Buch des Lebens offen lag,
Und nun erkannt' ich ſeinen tiefen Sinn.

Zuversicht.

Ich lag auf meinen Knieen im Gebete,
Kaum trugen ſie den ſchwachen Körper noch,
In meiner Einſamkeit zu Gott ich flehte,
Ich hegte keine Klageworte, doch
Ich fühlte meine Glieder krankhaft beben,
Es ruhte ſchwer auf mir der Erde Joch.
Ich ſehnte mich nach einem andern Leben,
Ich fühlte mich allein in dieſem hier.
Ich hatte meine Heimat aufgegeben,
Die Freunde alle, meines Lebens Zier,
Zu wirken in den kalten, fremden Landen.
Ich kam: ſie gaben einen Kerker mir,
Sie ſchlugen mich in Feſſeln und in Banden,
Sie wollten brechen meinen Geiſt durch Zwang,
Die Worte, die ich ſprach, ſie nicht verſtanden.
So fühlt' ich ſtill — und ich vernahm Geſang
Erſt fern, dann immer näher kommen,
Und lauſchend hört' ich dieſer Worte Klang:
„Getroſt, du Armer! du wirſt aufgenommen,
Dein Hunger und dein Durſt, er wird geſtillt;

Denn ſelig ſind die Sanften, Reinen, Frommen,
Was ich der Welt verſprochen, wird erfüllt."
Bei dieſem Ruf erheb ich meine Blicke
Und reicher Troſt mir in die Seele quillt.
Ich danke warm dem Lenker der Geſchicke,
Es ſchwingt die Seele ſich zu Gott hinan,
In Frieden ſchau' ich vorwärts und zurücke,
Vollendet ſeh' ich meine Erdenbahn.

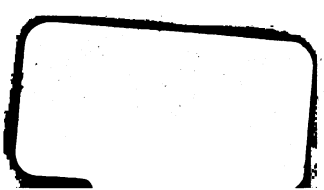
Im eigenen Verlage der Herausgeberin erſchienen:

Gedanken und Gedichte

von

Guſtav v. Struve.

... V. v. Struve ...
Leipzig, Sophienſtraße 27 I

Eine vergrößerte und verbeſſerte Ausgabe hiervon ſteht in Ausſicht.

MAY 2 9 1930